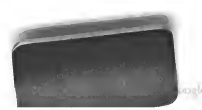
Histörchen ...


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY





Friedrich-Freksa

HISTÖRCHEN



GEORG MÜLLER · VERLAG



Friedrich Freksa / Histörchen



Histörchen

von

Friedrich Freksa



1912

München bei Georg Müller

Alfred Mayer gewidmet.

Umschlagzeichnung von Emil Preetorius

Frau Dorlebusch

Eine alte Hamburger Freßgeschichte, aufs neue erzählt

Zur Zeit, da Hamburg noch nicht in den deutschen Zollverein eingetreten war und man in der Hansestadt noch das beste Essen kochte und den edelsten Rotspon in den Kellern lagern ließ, war der große Genießer, Feinschmecker und Konsul für Frankreich, Edward Gaudensnut, regierender Senator für die Enclave Cuxhafen.

Wie fast alle großen Esser war Gaudensnut auch ein großer Arbeiter. Seinem unabhängigen Sinne behagte seine herrschende Stellung gut, und nach des Tages Last und Mühen pflegte er einen kleinen Kreis um sich zu versammeln, in dem ein jedes Mitglied ihm an Zungensinn und Gaumenklugheit gleich kam.

In dem stattlichen Landhause des Senators an der Elbe weilte zum dauernden Besuche die verwitwete Frau Konsul Stolzenbecher, eine Schwester Gaudensnuts. Sie hatte es sich zur Pflicht gemacht, die unübertreffliche Küche ihres Bruders durch scharfe Beobachtung und gelegentliche Einführung neuer Gerichte auf ein noch höheres Niveau zu bringen, wenn das überhaupt möglich war. Neben ihr saß an jedem Abend an der Tafel des Senators der beste Rotsponkenner der freien und Hansestadt Hamburg, Jürgen Uhlenhut, der zu Cuxhaven eine Werft besaß. Durch seine verständigen Gespräche über Politik und die Konjunkturen wußte er den Hausherrn angemessen und angeregt zu unterhalten.

Neben diesen beiden Gästen, die zum eisernen Bestand der Tafel gehörten wie Pfeffer und Salz, fand sich an dem Abend, wo die folgende Geschichte sich zutrug, noch der Reeder und Großkaufmann Peter Marquardt aus Cuxhaven

ein. Ihn hatte der Hausherr, sein langjähriger Freund, eingeladen, sich einige Tage im Landhause an der Elbe von den Aufregungen zu erholen, die dem guten Herrn Peter Marquardt durch die zwar glückliche aber schwere Geburt von Zwillingen verursacht waren. Zudem gedachten sie beide ein größeres Geschäft, das auf gemeinsame Rechnung ging, gemeinsam in aller Ruhe auszukalkulieren, dieweil ein richtiger Hanseat immer das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden weiß.

Um sechs Uhr führte der regierende Senator seine Gäste hinab in die Küche, weil er der löblichen Ansicht war, daß Speisen auch in ihrem Urzustande, vor dem Kochen, unendliche Reize und Lockungen darböten und daß die Aussicht auf frische und appetitliche Dinge das einfachste und angenehmste Mittel sei, die Eßlust zu erhöhen.

Für Peter Marquardt, der die neue Küche des Senators noch nicht gesehen hatte, war der Anblick wie ein Märchenerlebnis. Alle vier Wände, Fußboden und Decke bestanden aus reinem weißen Marmor, der durch ständiges Abspritzen mit lauwarmem Seifenwasser seine ursprüngliche jungfräuliche Farbe behielt. Auch die notwendigen Bretter waren aus schweren Marmorplatten gefertigt, die auf starken in die Mauer eingelassenen Sockeln ruhten. An zwei sich entsprechenden Wänden flossen in Tischhöhe ein heißer und ein kalter Bach durch eine Reihe von Marmorbassins, in die jedes gebrauchte Geschirr sogleich zur Reinigung geworfen werden konnte. Die beiden anderen Wände waren mit Zubereitungstischen teils aus Granit, teils aus Marmor und teils aus festem Eschenholz ausgerüstet. — In der Mitte des Raumes befand sich der riesige Herd, der es erlaubte in jeder Art zu kochen, dämpfen, rösten und braten. Sogar eine Bratgrube in der Art der

polinesischen Völker war vorhanden, da es Gaudensnut ausprobiert hatte, daß ein ausgeweidetes jähriges Schwein, das, mit glühenden Steinen gefüllt, in die Bratgrube gelegt und mit heißen Steinen und Sand bedeckt wird, einen Geschmack hat, der sich durch keine Art europäischer Kochkunst erreichen läßt.

An die Küche schlossen sich gleich die Kupferkammer, Porzellankammer, Glasstätte, die Räume für Gewürze, Mehlwaren und andere Aufbewahrungsgemächer an. Überreich waren alle notwendigen Gerätschaften vertreten: allein zweihundert kupferne Tiegel waren für die verschiedenen Arten der Eizubereitung vorhanden.

Unter der Küche befanden sich die Kühlräume für die diffizilen Fleisch- und Obstwaren. Über den Zugang zu diesem kühlen Keller war eine Glaskammer gebaut, in der die kalten Platten vorbereitet werden konnten. Hier waren Vertiefungen in den Marmortischen angebracht, die mit Eisstückchen ausgefüllt wurden.

Voll souveräner Herablassung begrüßte Monsieur Antoine de la Fourchette-Rochefort die Herrschaften, die sich zu ihm in sein Reich hinabbegeben hatten. Für die Frau Konsul, die ihn gelegentlich durch ihre Vorschläge indignierte, hatte er nur einen finsteren Blick. Im übrigen ließ er sich als echter Künstler durchaus nicht von den Eindringlingen stören. Ruhig ging er in seine Glaskammer zurück, in der er einen achtpfündigen Sterlett, den er in Rheinwein gekocht hatte, mit Eis unterlegte und dann auf kunstvolle Art mit einem halbstarren Aspik, das er aus Ochsenzunge, Rindermark und weißem Burgunder gewonnen hatte, umgab.

Der zarte Geruch, der diesem Aspik entströmte, zwang die Herrschaften, den Kopf in den Nacken zu legen, die Au-

gen zu schließen und sich ganz der sanften Nasenreizung hinzugeben.

Indessen, während seiner eigenen Arbeit dirigierte der Meister Fourchette zwei hübsche, junge, blonde Vierländer Mädchen in weißblauen Waschblusen und weißen Häubchen, die ihm andere Platten mit Austern herrichteten und tiefe Kristallschalen mit großkörnigem, grauem Caviar füllen mußten, indessen ein gewedter kleiner Küchenjunge feine Schnitten mit geräuchertem Ochsenfilet, Rehfleisch und Kapaunenbrust belegte, und danach Toaste mit dem Gelb von Möveneiern bestrich.

Die Krone dieser Vorgerichte thronte bereits abseits in Gestalt einer großen Schüssel aus Meißner Porzellan, die mit Hummerscheren und Schwänzen gefüllt war, über die Meister Fourchette Rochefort eine selbsterfundene grünliche Sauce gegossen hatte, die aus den Eingeweiden der Hummern gewonnen war.

Am Herde war ein Unterkoch beschäftigt, sechs Wachteln auf einen Spieß zu stecken, während ein Mädchen eine Pfanne mit Hühnerfett ausstrich und sorgfältig siebenzig Hahnenkämme darin placierte.

Uhlenhut konnte sein Behagen nicht länger still in seiner breiten Brust verschließen. Er rühmte alles, was er sah, und schloß mit den Worten, eine Hochzeitsgesellschaft von vierundzwanzig Personen könne sich an dem Mahle satteessen.

„Ja, ich liebe es, wenn alles reichlich ist," erwiderte der Regierende einfach. „Ich mag nicht, daß sich einer geniert. Vielleicht möchte ein Gast bei einem Gericht, das ihm fremd ist oder besonders gefällt, verweilen. Mag er es sich leisten, denn es ehrt mich. Beengung und Zwang ist das Verwerflichste, was ich mir beim Speisen vorstellen kann. Es unterbindet den Genuß!

Peter Marquardt, dessen Gedanken inzwischen wieder in seine Wochenstube geirrt waren, konnte sich nicht enthalten, seufzend zu sagen: „Nur Frau Dorlebusch dürfte nicht dabei sein!"

„Was meinen Sie damit, Marquardt?" fragte Gaudensnut ihn streng.

„Verzeihung," erwiderte der Gefragte, „meine Gedanken waren wieder bei mir zu Hause. Wenn Sie die Ansprüche einer Hebamme kennen würden! Ich kann Ihnen versichern, unsere Frau Dorlebusch würde mit all diesen herrlichen Gerichten allein fertig, binnen drei Stunden, ohne sich den Mund erst abzuwischen!"

Dem Regierenden stieg die Röte ins Gesicht. „Marquardt," sagte er, „das reden Sie sich ein! Alles in allem sind das etwa vierzig Pfund Proviant!"

„Ich wette 2000 Schillinge, daß Sie das nicht zwingen könnte," rief Uhlenhut.

„Aber ich bitte die Herren, sich doch nicht zu erregen, das war doch nur eine façon de parler," warf die verwitwete Frau Konsul beruhigend ein. Und das war das erste Wort, was sie bisher geäußert hatte.

„Gnädige Frau, ich meine es buchstäblich, erwiderte Marquardt hitzig. Unbesehen würde ich, falls es Gaudensnut gestattet, die Wette annehmen!

„Wenn Sie noch 2000 gegen mich wagen, gestatte ich es, entschied der Regierdende. Dann soll sie allein essen!"

„Du wirst doch nicht das Mahl aufs Spiel setzen," rief die Konsulin. „Um jeden Bissen wäre es schade!"

„Liebe Schwester, die Wette ist geschlossen!" erwiderte Gaudensnut mit männlicher Festigkeit. Nach diesen abschließenden Worten begab er sich in die oberen Räume,

schickte nach einem Kutscher und befahl, die Hebeamme Frau Dorlebusch eiligst in sein Haus zu fahren!"

Unter den vier Menschen, die sich noch Minuten vorher behaglich unterhalten hatten, herrschte lastende Stille. Sie waren alle in dieser Wette wie in einer Sackgasse verrannt. Selbst die Frau Konsul machte keinen Versuch mehr, auf eine gütliche Aufhebung einzuwirken, denn ihr Frauenstolz war durch die nachdrückliche Abweisung von seiten ihres Bruders viel zu empfindlich verletzt worden. „Mögen die Hartköppe nur zusehen, was jetzt aus den schönen Speisen wird!" sagte sich Frau Stolzenbecher, reckte ihre üppige Matronengestalt auf und strich die starken strohblonden Haare zurück, während sie die wasserblauen Augen starr auf ihre Fußspitzen gerichtet hielt.

Uhlenhut und Gaudensnut waren zwar ihres Sieges sicher. Doch beide wurmte es gewaltig, wenn sie bedachten, was einer Wette wieder einmal geopfert werden sollte. Auch Marquardt war es nicht wohl zumute. Aber weniger der Wette wegen, als vielmehr aus Angst um seine Frau, die am vierten Tage nach einer so schweren Geburt eventuell doch noch der erfahrenen Frau Dorlebusch bedurfte.

Indessen fuhr der Wagen des Senators wieder vor. Einige Minuten später öffnete sich die Tür, und herein wälzte sich der gewaltige Körper eines Wesens, das einem angekleideten Hippopotamus glich. Alle andern Personen im Zimmer, die doch auch gute niedersächsische Maße aufwiesen, erschienen neben diesem Wesen als Püppchen. Das Formlose dieser Figur war noch dadurch vermehrt, daß sie von weiten, bauschigen Röcken unten umgeben war, während sich um den Oberkörper ein unendlich weites schwarzes Fransentuch schlang.

Nachdem diese letztgenannte Hülle gefallen war, ergab sich in der Tat ein Mensch weiblichen Geschlechtes. Ein kürbisgroßer feuerroter Kopf, umwoben von dicken rotblonden Haarsträngen, saß auf kurzem Halse in einen ungeheuren Brustkasten eingeklemmt, der ohne Taille sich verbreiternd in die gewaltigen Fleischmassen der unteren Körperhälfte verlief. Ein weißblonder feinhaariger Haarflaum auf der Oberlippe verlieh dem dicken Kopfe etwas, das an einen gutmütigen Rekruten erinnerte.

Geschäftig band die Frau, ohne ein Wort zu äußern, eine bettlakengroße weiße Schürze vor, ergriff ein Täschchen, aus dem einige Instrumente hervorblinkten, und lief mit einer Schnelligkeit, die bei dem Behemotkörper erstaunlich war, auf die verwitwete Frau Konsul zu. Sie musterte die Verblüffte mit ihren stark kurzsichtigen Augen durch ein Lorgnon. Nickte, als bestätigte sich selbst etwas und legte ihre gewaltige rechte Hand auf den Leib der erstaunten Dame. Ruhigen tiefen Tones sagte sie: „Geduld, gnädige Frau, Geduld! Es ist gar nichts dabei! Sie können sich ganz auf mich verlassen! Bleiben Sie nur ständig in Bewegung! Bleiben Sie nur ständig in Bewegung!"

Darauf knixte sie tief vor dem überraschten regierenden Senator, lächelte sehr breit und sagte: „Hochmögender Herr! Auch in den besten Kreisen kann es so überraschend kommen! Aber wenn es so überraschend kommt, geht es auch meistens schnell!"

Der Regierende versteinerte. Uhlenhut riß seinen Mund auf, daß er in seinem breiten blonden Barte und den starken weißen Zähnen aussah, wie ein Nußknacker in Bereitschaft. Nur Peter Marquardt begriff, und während er sich nervös an seinem schwarzen Schnurrbart zupfte und über

die sorgfältig gekämmten Haare strich, stotterte er fast zaghaft: „Frau Dorlebusch, Sie irren sich!"

Da aber schwoll die Fleischmasse zum Berge an. Die tiefste Altstimme der Erde herrschte Peter Marquardten an: „Ich habe mich noch nie geirrt! Ich habe es Ihnen gleich gesagt, daß Ihre Frau Zwillinge haben würde! Und es ist gut abgelaufen, wie ichs vorher gesagt habe!"

Nun ergriff Gaudensnut das Wort: „Frau Dorlebusch! Wir haben Sie nicht zur Hilfe geladen! Wir wollten Sie nur gebeten haben, ein Essen bei uns einzunehmen, da uns Peter Marquardt von Ihrem vorzüglichen Appetite erzählt hat! Unsere einzige Bedingung ist, daß Sie nach Kräften nichts überlassen!"

Frau Dorlebusch, die von ihrer Kundschaft gebührend verwöhnt wurde, lächelte geschmeichelt, denn sie sah durchaus nichts Außergewöhnliches in einem solchen Vorschlag. Sie wandte sich schwerfällig weltgewandt, wie sie nun einmal war, an die Konsulin und sagte entschuldigend: „Gnädigste, ich empfehle mich Ihnen für den Fall, wenn es einmal sein sollte!" Dann wandte sie sich wieder an den Senator: „Herr Senator, ich habe freilich einen ganz hübschen Appetit! Freilich nicht so stark wie mein Vater selig! Aber Sie brauchen sich nicht zu sorgen! Ich werde Ihrer Tafel alle Ehre angedeihen lassen, denn schon als Kind bin ich gehalten worden, die lieben Gottesgaben nicht zu verschmähen oder auf dem Teller liegen zu lassen!"

Uhlenhut wurde es bedenklich zumute, als er diese Frau, die er sonst nur von der Straße her kannte, aus der Nähe betrachtete. „Zwei Auflader könnte man aus ihr schneiden," sagte er sich, „und ein kleiner Schiffsjunge spränge auch noch dabei heraus!"

In diesem Augenblick meldete James der Diener, daß das Mahl bereit wäre. Mit einer Handbewegung lud der Regierende die Anwesenden ein, zu folgen. Ich glaube, ich war doch ein Rindvieh!" sagte Uhlenhut zu sich selbst.

Die Wände des Gaudesnutschen Speisesaales waren mit weißlackiertem Holze getäfelt. In Feldern, die sich etwa in der Höhe eines Mannes befanden, waren üppige Frucht- und Speisestilleben eingelassen. Die eine Längswand aber, die einer anderen mit drei bis zum Boden gehenden, schmalen Fenstern entsprach, war mit einem strotzenden Bohnkönigfeste von Jordaens geschmückt, einem Bild, dessen Freudigkeit am Genießen eine jede Tischgesellschaft anspornen mußte, es solchem Vorbilde gleich zu tun.

Die ovale Tafel war mit einer mächtigen Wanne aus Delfter Porzellan geschmückt, in der sich wohl hundert der edelsten gelben Rosen befanden, die nachmals nach dem Maréchal Niel benannt wurden. Das schwere damastene Tafeltuch glänzte in der Pracht seines herrlichen Kristalles, Silbers und Porzellans. Fünf schwere tiefe Armstühle, die mit perlgrauem Leder überzogen waren, standen bereit, die Gäste aufzunehmen. Geräuschlos umschritt James, der schlanke englische Diener in schwarzer Livre, auf seinen ausgeschnittenen Lackschuhen den Tisch, und reichte Frau Dorlebusch die erste Platte der Vorgerichte. Toast mit Möveneiern, geräuchertes Ochsenfilet, Reh und Kapaunenbrust.

Frau Dorlebusch betrachtete die Speisen aufmerksam durch ihre Lorgnette, beugte sich dann stark vor, um durch die weiten Löcher ihrer knolligen Nase den Duft einzuziehen. „Ich mache mir nicht viel aus diesem Zeug", sagte sie freimütig zum Hausherrn, der an ihrer linken Seite Platz genommen hatte. „Es sättigt nicht, aber es gilt für

fein! Danach entledigte sie die Platte geschäftsmäßig sorgfältig ihres Inhalts und schickte sich an, die Leckerbissen sich einzuverleiben.

Den anderen Gästen wurde auf einen Wink des regierenden Senators ein wenig Toast und Sherry gereicht. Nervös zerkrümelten die Herren ihre Schnitten und tranken hastig. Sie vermochten die Augen nicht von den Köstlichkeiten abzuwenden, die Frau Dorlebusch gelassen wie Kartoffelbrei vertilgte. Bereits bei der dritten Schüssel war sie angelangt, die eine prächtige getrüffelte Gansleberpastete enthielt.

In sich gekehrt und mißgestimmt saßen die anderen dabei.

„Es ist eine Sünde," sagte Frau Konsul Stolzenbecher bei jeder Platte zu sich selbst, die James feierlich der monströsen Frau reichte, als wäre sie eine regierende Fürstin.

„O ich Rindvieh!" murmelte Uhlenhut.

Peter Marquardt sah die Speisevertilgerin mit der Miene eines Odysseus an: „Vieles ertrugst du, mein liebes Herz, und wirst auch das noch ertragen."

Gaudensnut konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Schmeckt es Ihnen?"

Er erhielt die gleichmütige Antwort: „Ganz gut, Herr Senator, ganz gut!"

Das Meisterwerk des Koches, die Schüssel mit Hummerscheren und Schwänzen wurde hereingetragen. Verlockend stach die neue Originalsauce des großen Koches den Gästen in Nasen und Augen.

Uhlenhut wischte sich den Mund und kaute am Daumen. Die Konsulin seufzte: „Die Sünde, die Sünde!" Peter Marquardt wurde unruhig und fragte leise: „Kann diese Schüssel nicht ausgenommen und durch etwas

Gleichwertiges ersetzt werden? ... Gleichwertiges in der Quantität!"

Der Regierende sah ihn kalt und fest von der Seite an. Beide Hände preßten sich auf auf seinen Magen und mit der eisernen Stimme eines Scaevola stieß er kurz heraus: „Nein! — Es sei denn — — Sie geben sich geschlagen!"

Als James die Schüssel der vielessenden Frau reichte, roch diese zuerst wieder hinein. Dann wühlte sie nervös unter den Messern, Gabeln und Löffeln ihres Gedeckes. — Alle Anwesenden sahen einander an. „Sollte es ihr denn doch zu viel werden?"

Frau Dorlebusch hub mit stockender Stimme an: „Um eine Gunst möchte ich bitten, Herr Senator!"

„Bitte, Frau Dorlebusch!"

„Ich esse Suppen immer mit einem großen Löffel, den ich in meiner zweiten Tasche habe, die bei meinem Tuche ist. Kann ich mir den Löffel holen?"

„James!" rief der Hausherr. Vornehm, ruhig geräuschlos brachte James die besprochene sehr umfangreiche Tasche, aus der Frau Dorlebusch einen Löffel entnahm, dessen Größe jede Hoffnung auf Verminderung ihres Appetites ersterben ließ. Liebevoll betrachtete sie das Instrument. „Ich habe ihn vom Herrn Großkaufmann Struthe erhalten," sagte sie. „Ich mußte seine Frau 14 Tage lang pflegen. Da hat er mir diesen schönen Löffel geschenkt, ganz aus schwerem Silber und mit einer so schönen Monogrammwidmung. ‚Immer los!' steht drauf. Das ist so ermunternd!" Und alsdann nach dieser schönen Lebenserinnerung löffelte sie gelassen die ganze kostbare Schüssel aus, indem sie meinte, sie wäre fast so kräftig wie die Krebssuppe, die ihre Schwägerin die Schustersfrau immer koche.

Die Gesichter der Umsitzenden waren rot vor Erregung und Wein geworden. Gegen alle gute Sitte stützten sie die Ellenbogen auf den Tisch, beugten sich weit vor und verfolgten ängstlich den Weg eines jeden Bissens vom Teller in den schaufelartigen Löffel hinauf in den breiten Mund der Frau Dorlebusch, bis er von den malmenden Zähnen ergriffen wurde.

Uhlenhut preßte seine Hände fest zusammen. Frau Konsul Stolzenbecher schaute nur noch von der Seite. Der Hausherr wiegte seine Schultern wie ein Bär, den Bienen stechen wollen. Peter Marquardt aber nagte die Lippen und schwieg.

Nachdem Frau Dorlebusch die Hummerschüssel bewältigt hatte, musterte sie den Tisch durch ihr Lorgnon, und da sie die leeren Teller der andern erblickte, sagte sie entschuldigend: „Die Herrschaften sind schon fertig? Bei mir dauert es ein bißchen langsam ... ich kaue nämlich alles hübsch ordentlich durch, weil das gesünder für die Verdauung ist!"

Sprachlos sahen sich die übrigen Tafelteilnehmer an.

Aber schon ward ihre Aufmerksamkeit wieder erregt durch die siebzig Hahnenkämme, die, umkränzt von den feinsten Blättern eines im Treibhaus gezogenen Lattichsalates, aufgetragen wurden. Der würzige Duft des Hühnerfettes und der gebratenen Kämme drang verführend und lockend in die Nasen. Uhlenhut konnte sich nicht enthalten, 500 Schillinge Reugeld anzusagen, wenn er nur die Hälfte dieser Schüssel haben könne.

Peter Marquardt aber schnob ihn fast entrüstet an: „Und ich soll mit ansehen, wie Sie beide es essen!"

Die Hälfte dieser wunderbaren Schüssel war schon in der Gurgel der Unermüdlichen verschwunden, als sie innehielt und sich umsah.

„Sie fühlen sich gewiß satt!“ fragte der Hausherr mit schlecht verhehltem Jubel!“

„Ach nein! ... Ich habe nur so viel Durst! ...“

„Wünschen Sie Weißen oder Roten?“

„Ach nein ... ich möchte nur ein großes Glas! Ich habe nämlich immer etwas zu futtern und auch etwas zu trinken bei mir. ... Damit bückte sich die biedere Dame und holte zwei mächtige Literflaschen Braunschweiger Mumme und eine sechspfündige Grützwurst aus ihrer umfangreichen Tasche heraus.

Schnell hatte sie etwa ein halbes Pfund abgeschnitten. Und aß es, während sie einen Liter des dicken süßen Bieres trank. — Dann machte sie sich erleichtert wieder an ihre Arbeit.

„Wie schmecken Ihnen die Kämme?“ fragte Uhlenhut voller Neugier.

„Ein bißchen wie Leder!“ war die verblüffende Antwort.

„Diese Sünde!“ seufzte die Frau Konsul.

Die andern seufzten mit.

Ein kleiner weißer Küchenjunge brachte am Spieß die sechs Wachteln, während ein blondes sauberes Küchenmädchen mit einer breiten silbernen Schüssel acht gab, daß nichts auf den Boden tropfte.

James streifte die braunen, appetitlichen Tierchen, denen ein zarter Mouserongeruch entstieg, auf eine irische Steingutplatte, die er alsdann Frau Dorlebusch präsentierte.

„J Gitt, was für kleine Hühnchen!“ rief diese aus.

Entgeistert sahen die Gäste des regierenden Senators zu, wie die ungeschlachte Frau mit ihren dicken Fingern die Wachteln zerriß. Die kleinen Knöchelchen kaute sie alle mit. Fleißig leckte sie ihre Finger ab, was sie mit der Erklärung begründete: „Das Fett ist doch das Beste.“

Frau Konsul Stolzenbecher stand plötzlich auf. „Gaudensnut," sagte sie, „ich kann nicht mehr!" Damit entschwand sie ins Nebenzimmer.

Frau Dorlebusch sagte belehrend hierzu: „Das kömmt vom schnellen Essen!" Danach trank sie den zweiten Liter Mumme und meinte freundlich: „Jetzt fängt erst mein Magen an, warm zu werden. Jetzt will ich mich gründlich ins Zeug legen!"

Im Triumphzuge ward von zwei Vierländer Mädchen eine große Porzellanplatte gebracht, auf der der herrliche Sterlett thronte.

Antoine de la Fourchette-Rochefort hatte ein Meisterwerk von Küchendekorationskunst geschaffen. Das Eis und das gelbe Gelé umgab die silberglänzenden Schuppen des edlen Fisches wie ein gleißendes Gewand. Ein köstlicher Geruch umschwebte die Platte, ein Geruch, dessen Erzeugung aus den edelsten Kräutern Geheimnis des waltenden Meisters drunten waren.

Peter Marquardt kämpfte einen harten Kampf mit sich. Am liebsten hätte er jetzt die Wette gezahlt. Uhlenhut verbarg sein Haupt in den Händen.

Frau Dorlebusch, die das neue Gericht wieder nachdrücklich beroch, fragte den Hausherrn: „Ist das nicht eine Art von Hecht?" Dabei schob sie sich etwa ein Drittel der Platte auf den Teller. Unwiderbringlich was das nun verloren.

Der Hausherr und Marquardt sahen sich an. Beide verfolgten den Vertilgungsprozeß, dem das herrliche rosige Fleisch des Fisches erlag.

Leerer und leerer wurde der Teller der Frau Dorlebusch. Schon schaute sie sich wieder nach der Platte um. Dienstbeflissen stand James hinter ihrem Stuhle.

Marquardt und der Hausherr wechselten abermals einen Blick. Der Senator erhob sich. Peter Marquardt folgte seinem Beispiel. Beide schritten um den runden Tisch. Uhlenhut schaute sie erwartungsvoll an.

Da erklangen eilige Schritte. Ein Diener kam und meldete: Herr Werftmeister Petersen wartet drunten mit einem Wagen. Er läßt nach Frau Dorlebusch fragen. Seine Frau leidet sehr schwer!"

Frau Dorlebusch erhob sich in Hast: „Entschuldigen Sie . . ." stieß sie hervor. „Es ist schade um das schöne Essen . . . aber das andere ist Pflicht. Immerhin, ich könnte das Fischlein mitnehmen, wenn ich nachts wache, täte es ganz gut!"

„Nein!" rief Peter Marquardt flehend.

„Nein!" rief auch Uhlenhut.

„Ich sende Ihnen einen anderen Fisch, einen schönen zwanzigpfündigen Hecht!" sagte der Senator schnell gefaßt!

„Schönen Dank auch . . . ich habe sehr gern bei Ihnen gespeist, hochmögender Herr!" erwiderte Frau Dorlebusch, indem sie die leeren Mummeflaschen in ihre Tasche schob.

Peter Marquardt reichte ihr einen Goldfuchs!

Zu gütig, zu gütig, Herr Marquardt!" rief Frau Dorlebusch, überwältigt durch diese Güte. Und seltsam dienernd und knixend wälzte sie sich aus der Tür hinaus, wie ein Raddampfer, der zu schwere Ladung hat.

Die drei Zurückgebliebenen atmeten auf.

„James! Benachrichtigen Sie meine Schwester!" befahl Senator Gaudensnut. „Wir wollen essen, was Frau Dorlebusch uns übrig ließ!"

Das Imponierkabinett

Eines Tages wurde August Wilhelm Kuhlenkomp im Münchner Hofbräuhaus von Moritz Chluwitzky, Manager und Theateragenten, entdeckt — als das „dramatische Genie" — und frisch vom Fasse weg nach Berlin überführt. Dort sollten August Wilhelm Kuhlenkamps unsterbliche Werke am „Nordischen Theater", dem neuen Institut für gereinigte deutsche Theaterkunst, das von Markosz Kohary so erfolgreich gegründet worden war, aufgeführt werden. Der Direktor und der Manager führten ihn in die Berliner Gesellschaft ein, und da August Wilhelm Kuhlenkamp sich ungehobelt und schwerfällig betrug, wurde er bald der verhätschelte Liebling von Berlin W.

Wenn er über die gesellschaftlichen Unbequemlichkeiten knurrte, — denn er hätte für sein Teil viel lieber in irgend einer Kneipe gehockt — so wurde er von seinem Manager zum Schweigen gebracht, der ihm vorstellte, daß alle diese Unannehmlichkeiten nur Vorbereitungen für seine Aufführung waren.

So war es ihm gar nichts Fremdes mehr, als eines Vormittags um elf Uhr Chluwitzky in sein Hotelzimmer eindrang, ihn aus dem Bette rollte, ihm Gesicht und Hände abseifte, seinen übrigen Körper einer eingehenden Spritzkur unterwarf und ihm dann befahl: „Ziehen Sie sich jetzt schleunigst an — wir müssen heute unbedingt zu Cedernfett & Co."

Im Auto suchte August Wilhelm Kuhlenkamp den verlorenen Schlaf nachzuholen. Wie im Traume fühlte er dann, wie er in einem Lift in die Höhe glitt, wie ein grünlicher Diener eine Tür öffnete, und wie er endlich einem kleinen dicken Herrn vorgestellt wurde, den der Manager

mit „Cedernfett" anredete. Wie aus einem närrischen Katerdusel drangen die Stimmen des Managers und des kleinen dicken Herrn in seine Ohren:

„Sie wünschen?"

„Ein Imponierkabinett!!" —

„Für diesen Herrn?" —

„Für diesen Herrn!" —

„Die Grundzüge seines Charakters sind mir bereits klar — geben Sie mir aber bitte doch noch ein paar Stichworte!" —

„Gutmütig — etwas dämlich — Nordwestdeutschland — Erdgeruch — Heide — Unendlichkeit — westfälische Wurst — starke Knochen — guter Appetit —! Determiniert wird der Mann durch einen Münchner Aufenthalt, der ihm ein Bierherz und ewigen Optimismus einbrachte, die beide in Nihilismus enden ..."

„Für einen Charakter dieser Art haben wir zurzeit etwas Reizendes auf Lager —" tönte die Stimme des Herrn Cedernfett, „wollen die Herren die Güte haben, mir zu folgen!"

Und sie schritten durch lange Gänge ...

„Die Schneiderateliers — die Schmiedewerkstatt für Theaterwaffen — die Malerateliers — die Probierkabinette —" erläuterte Herr Cedernfett im Vorbeigehen, und Kuhlenkamp folgte — verduselt und nichtsahnend.

„Hier sehen die Herren eins meiner berühmten Imponierkabinette; diese geniale Erfindung kommt wie kein andere den Bedürfnissen unserer Zeit entgegen. Sehen Sie, dieses haben wir für den berühmten Dramatiker X. geliefert."

Und Herr Cedernfett öffnete eine kleine Tür.

Sie sahen in ein einfaches Gemach mit einer Verkleidung aus Kienholz. Auf den Borden, die ringsherum



liefen, prangte Lausitzer Tongeschirr; um einen Tisch aus Tannenholz standen vier primitive Holzstühle, und auf dem Tische dampfte eine irdene Schüssel mit Kartoffelklößen.

„Der Dampf ist meine neueste Erfindung," sagte Cedernfett mit bescheidenem Stolze, „die Schüssel wird fortwährend auf elektrischem Wege geheizt. Kann man die schlichte Größe dieses Mannes besser zur Geltung bringen, als es hier geschieht? Fühlt man nicht seine fortwährende Verwandtschaft mit dem Volke durch diese ewig rauchende Schüssel?" —

Darauf öffnete Herr Cedernfett ein zweites Gemach. Dessen Wände waren mit einem kleinmusterigen, rot und grünkarrierten Wollenstoff bespannt, wie ihn die Bauernmädchen zu Unterröcken verwenden. Auf dem üppig geschweiften, vergoldeten Rokokoschreibtisch standen Gläser mit Spiritus, in dem Embryos herumschwammen. Die Augenhöhlen eines Totenschädels dienten als Tintenfässer, und sein Gebiß war zum Federhalterständer ausgenutzt. Von der Decke herab schwebte der Rumpf einer weiblichen Mumie, und an die Wände waren die Gipsmasken von tödlich Verunglückten genagelt. Oben an der Decke saßen einige Geckos und starrten mit ihren großen Glotzaugen herab. Vor jedem der beiden Fenster aber hing je eine geschliffene Kugel aus Kristall, in dem eine grünliche Substanz flimmerte, und da die Fenster nierenförmig ausgeschnitten waren, so schien es, wenn man sich an den Raum gewöhnt hatte, als wenn zwei Augen eines riesigen Tieres fortwährend auf die Insassen gerichtet wären.

„Nicht wahr, das ist eine hübsche Idee!" — sagte Cedernfett, — „das gehört dem dämonischen Dichter Y. . . ."

„Treten Sie bitte in diesen Raum! Hier sehen Sie das Kabinett des großen Naturdichters und Alpensteigers Z...."
Und Cedernfett öffnete eine dritte Türe.

Dieses Kabinett war wie eine Alpenhütte eingerichtet. Zwei ungemachte Betten mit bunten Kattunüberzügen standen in den beiden dunklen Ecken. An den Blockhauswänden hingen Pfeifen, Eispickel, Rucksäcke und schmutzige Lederhosen. Auf dem Herd kochte eine Erbswurst. Es stank überzeugend nach Schlafdunst, Enzian und Essen. Drückte man auf einen Knopf, so fing ein unsichtbares Grammophon an zu jodeln.

„Nach diesen Leistungen bin ich denn doch gespannt, was Sie meinem Schützling zugedacht haben," bemerkte Chluwitzky.

„Etwas ganz Apartes!" schmunzelte Cedernfett.

Er öffnete abermals eine Türe.

Sie traten in ein enges Gemach.

Unter dem breiten Atelierfenster, das die Vorderwand restlos einnahm, stand ein Feldbett, auf dem nur eine einzige, mißfarbene haarene Decke lag. Fast der ganze übrige Raum war von einer Blechwanne okkupiert, die in den Boden eingelassen war. Daneben war ein Boxball eingespannt, und um sie herum lagen schwere Gewichte und Turnkeulen. In der hinteren Ecke ruhte auf einem Bocke ein Bierfaß, in einer anderen Ecke standen unzählige, dickbauchige Boxbeutelflaschen. Am Fuße des Bettes war ein kleines Tischchen mit einem Aufnahmephonographen aufgestellt, der sich leise knarrend drehte.

„Nun, was sagen Sie?" sprach Herr Cedernfett August Wilhelm Kuhlenkamp an. „Sie müssen die Herren von der Presse natürlich in Badehosen empfangen. Sie erklären diesen Herren, daß sie zugleich müllern und dichten. Darin

beruht Ihre Originalität. Das ist die besondere Note, die Sie alsdann vor anderen Literaten auszeichnet. Passen Sie auf, in drei Tagen sind Sie populär! Dann können Sie an Vorschüssen fordern, soviel Sie wollen."

„Was! In diese Irrenhauszelle soll ich mich setzen?" schrie der Dichter Kuhlenkamp in heftigster Angst — „in dieser Irrenhauszelle soll ich vielleicht sogar auch noch arbeiten? — Was verlangen Sie denn eigentlich noch alles von mir?"

„Das wird sich alles mit der Zeit machen," beruhigte Cedernfett auf das liebenswürdigste. „Jedes Zeitalter formt sich eben seine Dichter!"

„Ich will aber nicht!" brüllte August Wilhelm Kuhlenkamp —

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß er etwas dämlich ist," warf der Manager ein.

„Oh, auch darüber kommen wir weg," sagte Cedernfett.

— — — — —

Als der Dramatiker Kuhlenkamp ein paar Stunden später im Restaurant saß und ein ungeheures Mittagessen vertilgte, dachte er, daß er wirklich über die Sache weggekommen wäre, ja, er zweifelte sogar, ob das Ganze etwas anderes gewesen wäre, als die Ausgeburt eines törichten Katertraumes.

Am übernächsten Tage aber las er in allen Zeitungen fettgedruckt: Interview mit August Wilhelm Kuhlenkamp, dem Dramatiker der Zukunft. „— Und überall wurde er als entzückender junger athletischer Mann geschildert, der zugleich müllerte und dichtete. Man nannte das Kunst, die sich aus der Vollkraft und Exaltation des Körpers losringt, und nur einige gehässige Individuen sprachen verächtlich von ‚Muskeldramatik'."

Kuhlenkamp lief entrüstet zu seinem Manager.

„Was wollen Sie denn eigentlich," sagte dieser ganz ruhig, „ich habe Ihre künstlerischen Gefühle geschont und Sie nicht persönlich belästigt. Ich habe die Idee für Sie gekauft und einen Turner gemietet, der Ihnen ähnlich sieht. Der hat die Presse für Sie empfangen müssen. Sie sind ein undankbarer Mensch! Übrigens — was kümmern Sie sich um das Geschäftliche? Das ist meine Sache! Dichten Sie gefälligst! Zu etwas anderem sind Sie ja doch nicht zu gebrauchen!"

— — — — —

Und damit war die literarische Prägung August Wilhelm Kuhlenkamps vollzogen.

Die expropriierte Zirbeldrüse

Es ist dem Leser nun schon bekannt, daß der große Dramatiker August Wilhelm Kuhlenkamp durch die Findigkeit seines Theateragenten Chluwitzky und durch den Unternehmungsgeist der glorreichen Reklamefirma Cedernfett & Co. sich einen Platz unter der Sonne erkämpfte, so daß er gemächlich und behäbig von den Einnahmen, die ihm die enthusiasmierte Reichshauptstadt bezahlte, leben konnte.

Aber was war die Folge? Er setzte Fett an. Es arbeitete nichts mehr in ihm, frische Lorbeeren zu erringen. Er hatte mehr Geld, als er brauchte, war also auf keinen Vorschuß seines Agenten mehr angewiesen, und nur der Vorschuß ist es doch, der dramatische Dichter arbeiten läßt. Nur solche Dramatiker, die nichts können, arbeiten auch ohne Vorschuß.

August Wilhelm Kuhlenkamp, das dramatische Genie der Zukunft, der Begründer der naiven Muskeldramatik, wie ihn die Rezensenten der Reichshauptstadt nach dem Turner nannten, der an seiner Statt im Imponierkabinett der Firma Cedernfett & Co. die Reporter empfing, versumpfte. Er merkte es gar nicht, denn wer in München an einem Stammtisch sitzt, gewahrt es erst nach längerer Zeit, daß er mit dem stärker gewordenen Bauch weit von der Kante des Biertisches in das Lokal zurückgewachsen ist, so daß er die Maß nicht mehr auf die mühsam erreichbare Ecke des Tisches setzt, sondern sie bequem neben sich auf dem Stuhl aufpflanzt.

Aber dieser status crescendi ward von August Wilhelm Kuhlenkamp schließlich doch erreicht. Und als dieser Zeitpunkt nahte, kam der Tag, wo Chluwitzky erklärte: „Von mir bekommen Sie keinen Pfennig Vorschuß mehr. Denn

erstens gehen Ihre Stücke nicht mehr, und zweitens ist Ihr Körper zu dick, als daß ich das Zutrauen hätte, daß spätere Stücke von Ihnen zur Aufführung gelangen werden."

Eine letzte Abrechnung wurde gemacht, und der Dramatiker erhielt seine Tantiemen der Aufführungen aus Treuenbritzen und Ostrowo, zusammen zweiundzwanzig Mark und elf Pfennige.

Dieses Geld langte nicht einmal mehr zu hundert Maß.

Als diese Erkenntnis über August Wilhelm Kuhlenkamp hereinbrach, fiel er mit einem dumpfen Krach in den Sessel zurück, der neben dem Schreibtisch seines Theateragenten stand, schwer und voll wie ein Banzen, den der Brauknecht umstülpt.

„Können Sie mir nicht wenigstens noch fünfhundert Mark Vorschuß geben?" fragte er Chluwitzky.

Dieser betrachtete ihn mit Augen, die wie rückwärts rollende Kugeln nach innen durch sämtliche Gehirnwindungen zu laufen schienen auf den verborgenen Bahnen des Kalküls, bis sie endlich wieder an ihren von Gott gewollten Sitz in den Augenhöhlen zurückkamen.

„Nein, mein lieber Meister und Dichter," sagte er zu dem gewichtigen Poeten, der blaurot und mit einer Stirn, von der mindestens zwei Maß Schweiß herabrannen, vor ihm saß. „Nein, denn sehen Sie, wenn Sie arbeiten wollen, müssen Sie zunächst eine Entfettungskur durchmachen, und diese wird Sie mindestens zweitausend Mark kosten; alsdann werden Sie entweder tot oder zu erschöpft sein, um die Arbeiten sogleich zu beginnen. Also im besten Falle müßte ich Ihnen dreitausend Mark Vorschuß geben, damit Sie überhaupt eine Arbeit ermöglichen können. Nun berechnen Sie sich einmal das Risiko: Sie haben 70% Sicherheit, daß Sie an der Entfettungskur sterben, nur 30%, daß Sie

durchkommen, und alle Chancen gesetzt, es geht gut ab, wer würde mir für einen Erfolg bürgen? Denn dreitausend Mark ist eine Summe, und ich sollte nicht Dramatiker kennen. Wenn Sie das Stück fertig hätten, wollten Sie doch noch einen neuen Vorschuß. Und wo Sie doch einmal diese Begabung für Fett haben, könnte es sehr leicht geschehen, daß Sie wieder zu umfangreich würden. Ich sehe da keinerlei Möglichkeit."

Vor den Augen August Wilhelm Kuhlenkamps wurde es Nacht. Ja, was sollte er machen? Jenes schreckliche Wort Chlumitzkys wachte in seiner Erinnerung auf: „Zu etwas anderem als zum Dichten sind Sie zu dämlich."

Wenn man ihm nun aber nicht einmal mehr die Gelegenheit zum Dichten gab, was dann?

Das rote Arbeitszimmer des Agenten, an dessen Wänden die bekannten Photographien berühmter Darsteller und Dichter hingen, der Schreibtisch vor ihm und das Kalkulatorengesicht des Agenten flossen vor den Augen des unglücklichen August Wilhelm Kuhlenkamp in einem violetten Nebel zusammen. Der Stuhl schien sich unter dem Drucke seines gewaltigen Gesäßes zu öffnen, und das Gefühl eines Falles mit zunehmender Geschwindigkeit kam über ihn. Da fühlte er etwas Kaltes im ungeheuren Raum. Es durchfror ihn bei diesem Gefühl, und als er seiner Augen wieder etwas bewußt war, sah er, daß er ein Glas Wasser in der Hand hielt. „Trinken Se, trinken Se!" tönte die ernste Stimme Chlumitzkys, sonst kriegen Se en Schlaganfall, und das wäre für mich unangenehm, denn ich müßte Ihre Beerdigung bezahlen, da wir nun doch einmal Geschäftsfreunde sind!"

August Wilhelm Kuhlenkamp trank nach sieben Jahren zum erstenmal wieder einen Schluck Wasser. Dieses Wasser

schmeckte indifferent und schlecht. Aber als er nach dem Trunke in das Gesicht seines Agenten sah, hatten die strengen Züge Chluwitzkys einen milderen Ausdruck angenommen, und er sagte zu August Wilhelm Kuhlenkamp: „Ein Mittel wäre vielleicht noch möglich, um Ihnen über schwierige Lebensjahre hinwegzuhelfen."

„Was wäre das?" fragte August Wilhelm Kuhlenkamp mit dem Gesichte einer verdurstenden Bulldogge, die ganz in der Ferne einen Wassernapf wittert.

Chluwitzky schloß ein Fach seines Schreibtisches auf, nahm mehrere Prospekte und Briefe heraus, setzte sich seinen Klemmer, den er beim Lesen benützte, auf den breiten Nasenrücken und sagte:

„Es ist hier ein neues Unternehmen, eine G. m. b. H., die auch mich aufgefordert hat, Aktionär zu werden. Es ist ein solides Unternehmen, gut mit Kapital fundiert." — Dann machte er eine Pause und schaute auf.

„Was soll ich dabei?" fragte August Wilhelm Kuhlenkamp, „da könnte ich doch höchstens Portier werden." Und da die Reste seiner dichterischen Phantasie zurückkamen, sagte er schließlich mit einem bitteren, ironisch sein sollenden Lächeln, das sich aber auf seinen breiten, fettigen Zügen außerordentlich vergnügt und lustig ausnahm: „Eine rote Uniform mit breiten Goldaufschlägen würde mir vielleicht nicht übel stehen, und ich würde ganz repräsentativ wirken. Ja," — und er sprang auf — „wenn diese Gesellschaft auf ihre Affichen drucken könnte: Portier: August Wilhelm Kuhlenkamp, der Muskeldramatiker..."

Chluwitzky schaute ernst auf und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Machen mer keine Witze," sagte er und stieß im Ärger etwas mit der Zunge an. „Se haben nur zweiundzwanzig Mark in der Tasche, und die decken nicht einmal

die Kosten der Getränke, die Sie an einem Tage konsumieren."

August Wilhelm Kuhlenkamp sank wieder demütig zusammen, wie ein Hefenkloß, der auseinandergeht.

Chluwitzky begann abermals, mehr zu sich als zu dem Dichter: „Es scheint ein gesundes und lebensvolles Unternehmen zu sein. Die Gesellschaft hat sich gegründet zwecks Ausbeutung der geistigen Produktion, und die beiden leitenden Herren, Dr. med. Kadaver und Dr. phil. Wesenshauch haben eine Methode entdeckt, die bereits bei allen Kulturstaaten zum Patent angemeldet ist. Wenn Sie mir nun von den etwaigen Einnahmen, die Sie durch die Gesellschaft haben könnten, 10% zedieren, so werde ich Schritte unternehmen und Sie bei den Herren einführen."

„Sie sind ein Engel!" schrie August Wilhelm Kuhlenkamp und sprang, vom dichterischen Enthusiasmus fortgerissen, trotz seiner Schwere auf, um sich auf Chluwitzky zu stürzen und ihn zu umarmen. Er tat das so plötzlich, daß Chluwitzky nicht mehr ausweichen konnte und mit seinem Stuhl, der unter dem Gewichte der plötzlich auf ihn niedersausenden dreihundert Pfund zusammenbrach, zu Boden stürzte, wobei ihm der Dichter beinahe zwei Rippen zerbrochen hätte.

„Verzeihen Sie!" sagte der schwere Dichter.

„Fünfundzwanzig Mark kostet der Stuhl," erwiderte Chluwitzky mißmutig, „und im übrigen: unterzeichnen Se lieber den Kontrakt." Er holte auch gleich ein Formular heraus, das August Wilhelm Kuhlenkamp ruhig unterschrieb, denn schließlich, was hätte es ihm auch geholfen, wenn er Ausstellungen gemacht hätte? Nur Chluwitzky bedauerte, daß er nicht lieber statt der 15%, die er sich in dem Vertrag schon gesichert hatte, 25 geschrieben hatte. Aber

das kann man später ja auch noch arrangieren, sagte er sich schließlich.

Nachdem der Theateragent im Nebenzimmer telephoniert hatte, kam er mit befriedigtem Gesicht wieder zu August Wilhelm Kuhlenkamp, ergriff diesen unter dem Arm und sagte: „Wir müssen nun schnell die Herren Doktoren Kadaver und Wesenshauch aufsuchen. Es trifft sich momentan günstig. Sie brauchen eine neue geistige Kraft, und wir wollen sehen, ob Sie diese zu liefern imstande sind.“ Mittels eines Automobils wurde August Wilhelm Kuhlenkamp zum Bahnhof befördert und mit dem Nordsüdexpreß nach Leipzig überführt. Ein Leipziger Automobil, auf dem mit schwarzen Lettern auf weißem Grund: G. m. b. H. für g. Produktion“ stand, führte die beiden Reisenden schnell in den lieblichen Stadtteil Gohlis zu einem neuen sauberen Backsteinbau mit mehreren kleinen Dependanzen, aus denen das dumpfe Dröhnen von Dynamomaschinen und das Rollen und gleichmäßige Klappern von riesigen Rotationsdruckmaschinen mit elektrischem Betriebe ertönte.

Der Chauffeur öffnete den Schlag und führte August Wilhelm Kuhlenkamp und den Agenten durch ein eisernes Gattertor einen mit grauweißem Kies bedeckten Gang, der sich zwischen zierlichem Rasen hindurchzog, zu einem weißgetünchten, sauberen Gebäude mit vergitterten Fenstern. Über der Türe stand das Wort: Laboratorium. Nachdem zweimal auf den elektrischen Druckknopf gedrückt worden war, öffnete sich die Türe lautlos, und nachdem sie eingetreten waren, setzte sich sofort der Boden, auf dem sie standen, in Bewegung. Es war ein höchst sinnreich erdachter, elektrischer Aufzug, der ganz von selbst im dritten Stock Halt machte.

Zwei junge Herren mit blonden Bärten und Nickelbrillen auf der Nase, die in weiße Laboratoriumsanzüge gekleidet waren, begrüßten die Angekommenen und führten sie in ein Zimmer, in dem ein Röntgenapparat, Krafterzeuger und mehrere Maschinen standen, deren Gebrauch weder Chluwitzky noch der Dichter August Wilhelm Kuhlenkamp kannte.

Die beiden jungen Herren entfernten sich, nachdem der Größere noch im sächsischen Dialekt bemerkt hatte, man möchte nichts von den Gegenständen berühren, es könnte unangenehme Folgen haben. Nach einer Weile traten zwei Herren in schwarzen Gehröcken ins Zimmer, die sofort auf Herrn Chluwitzky zugingen und sich vorstellten: „Dr. Kadaver!" — „Dr. Wesenshauch!"

Chluwitzky reichte ihnen die Hand und deutete auf den erwartungsvoll dastehenden August Wilhelm Kuhlenkamp, indem er sagte: „Hier ist das Objekt."

August Wilhelm Kuhlenkamp stand da, groß und stark, mit aufgeknöpfter Weste, die biederen blauen Augen hingen aus seinem Kopf wie zwei reife Pflaumen, aber als sie die beiden jungen Herren erblickten, kehrte die Energie in sein Gesicht zurück, die Sehnen der Augen spannten sich an, und die Reste seiner dichterischen Phantasie begannen zu arbeiten.

Es waren zwei sehr verschiedene Herren, die Doktoren Kadaver und Wesenshauch. Herrn Dr. Kadaver waren sämtliche Haare ausgegangen, nicht nur auf dem Schädel, nein, auch die Augenbrauen fehlten ihm. Sein Gesicht war außerordentlich blaß und blutlos, und so sah er denn aus, als wäre er der Vollmond, der einen Gehrock angezogen hat.

Sein genauer Gegensatz war der Dr. Wesenshauch.

Dieser war hochgewachsen, schlank und kräftig, seine schwarzen Haare wucherten üppig und sein Bartwuchs konnte entschieden nicht schwach genannt werden. Von dem ganzen Gesicht blieb nur der Eindruck der starken, dunkelbraunen Augen zurück, die sich sicher und energisch auf jeden Gegenstand richteten, den sie umfassen wollten.

August Wilhelm Kuhlenkamp suchte noch eine Verbindung zwischen den beiden herzustellen, als auch schon der Dr. Wesenshauch begann:

„Die assoziative Tätigkeit des Mannes scheint ja nicht gelitten zu haben. Aber wir müßten doch erst zu einer Untersuchung schreiten, ob nicht die uns interessierenden Teile seines Gehirns durch den allzu großen Alkoholmißbrauch gelitten haben. Es wäre schade darum."

„Bitte entkleiden Sie sich," sagte Dr. Kadaver zu August Wilhelm Kuhlenkamp, der schwer zu schnaufen begann und schließlich ganz ärgerlich und unwirsch fragte: „Wozu?"

„Nun, ich denke, Sie wollen uns Ihre Zirbeldrüse verkaufen?" sagte Dr. Wesenshauch.

„Was?" fragte August Wilhelm Kuhlenkamp, „meine Zirbeldrüse??"

„Nun ja, zwecks ihrer Ausbeutung zu geistiger Produktion."

August Wilhelm Kuhlenkamp stand da wie ein starkes Schwein, das eben vom Metzger den ersten Keulenhieb auf den Schädel bekommen hat, damit es alsdann in der Ohnmacht nach den Gesetzen der Humanität geschlachtet wird.

„Ja zum Donnerwetter, haben Sie denn das Objekt nicht vorbereitet?" fragte nun der Dr. Kadaver den Agenten.

„Meine Herren, ich bin Se froh, daß ich ihn überhaupt hierher gelotst habe,“ lautete dessen Antwort. „Das Weitere überlasse ich Ihnen.“

„Also, dann bitte ich die Herren Platz zu nehmen!“ entschied Dr. Wesenshauch mit liebenswürdiger Stimme, zog eine Zigarrentasche heraus, bot jedem eine gute Importe an und sagte: „Sehr verehrter Herr Kuhlenkamp! Wie Sie wissen, sind wir die Direktoren einer G. m. b. H. zwecks Ausbeutung der geistigen Produktion. Wir haben dafür ganz neue Methoden erfunden, die erstens den geistigen Arbeiter körperlich nicht anstrengen, zweitens die geistige Arbeitsfähigkeit reiner und kontinuierlicher ausnützen, drittens es ermöglichen, daß man mit Zeit- und Kraftersparnis arbeitet. —

Mein Freund, der Dr. Kadaver und ich haben gleichmäßig die Entdeckung gemacht, daß gemäß einer alten, längst verschollenen philosophischen Ansicht wirklich die Zirbeldrüse und einige dazu gehörige Teile, die ich nicht näher bezeichnen will, der Sitz der produktiven Tätigkeit des Menschen sind. Nun sehen Sie, wenn sich ein Mensch im Besitz einer so kostbaren Zirbeldrüse befindet, so ist diese Zirbeldrüse allen Zufälligkeiten des Lebens ausgesetzt. Wenn man sie aber getrennt von dem Individuum ausbeuten kann, so wird es Ihnen klar sein, daß man in einer ganz anderen und viel sichereren Weise zu arbeiten vermag. Dies war ungefähr das Problem, das wir uns gestellt haben und in jahrelanger Arbeit auch lösten. Sehen Sie, meine Herren! Wir beschäftigen uns nun seit zwei Jahren mit dem Ankaufe von Zirbeldrüsen, die einer Ausbeutung wert sind. Diese Zirbeldrüse kommt in eine Tonzelle nach besonderer Konstruktion und setzt ein System elektrischer Energien in Bewegung, die ungefähr den Nervenenergien

des Menschen entsprechen, natürlich mit dem Unterschied, daß der menschliche Organismus klein und begrenzt ist, wir zur größeren Stabilität ein kleines Gebäude dafür machen. Aber wir vermögen nun die Fähigkeiten solcher Drüsen in ganz anderer Weise auszunützen, als wie es der menschliche Organismus vermag. Sehen Sie beispielsweise. Wir haben die Zirbeldrüse des podagrakranken Bildhauers Pingert gekauft. Der Mann ist jetzt sechzig Jahre alt. Er hat noch außerordentliche Ideen, oder vielmehr, er hatte sie, vermochte sie aber nicht auszuführen, weil er zu sehr am Podagra litt. Wir haben nun auf einer Maschine, die Herr Dr. Kadaver erfunden hat, die Windungen seines Gehirns abgewickelt. Es geschieht das durch die Nase und ist kein unangenehmes Gefühl weiter, denn der betreffende Patient darf bloß während der Prozedur nicht die Nase schneuzen. Dann haben wir die Zirbeldrüse und die dazu gehörigen Teile herausgenommen, durch etwas Parafin ersetzt und wieder in den Schädel zurückbefördert. Was soll ich Ihnen sagen? Wir haben jetzt, nachdem wir vier Monate im Besitz dieser Zirbeldrüse sind, mit Hilfe der elektrischen Energien im Sinne des Bildhauers vierzehn Monumentalwerke ausgeführt. Die Zirbeldrüse konnte unmittelbar mit einer Punktiermaschine verbunden werden, und so haben wir gleich aus dem Großen die Sache herausgearbeitet. Die Idee nimmt gewissermaßen sofort Gestalt an, und es gehört nur eine überwachende Kritik dazu, um im richtigen Moment Halt gebieten zu können, denn wie Sie wissen, ist es der Fehler der meisten künstlerischen Gehirne, mit einer Arbeit nicht im richtigen Moment Halt zu machen. Wir haben zu diesem Zwecke als Revisionsmaschine die Zirbeldrüse des Kritikers Musavius eingeschaltet — Sie wissen, dieser so geistreiche Mann, der von einer

linksseitigen Lähmung befallen ist. So gelingt es uns von vornherein, durch Kreuzungsarbeit ein Kunstwerk von bestimmter Schönheit fertigzustellen. — Die Zirbeldrüse des Schriftstellers Michelot z. B. haben wir direkt mit einer automatischen Setzmaschine in Verbindung gebracht. Was glauben Sie? Wir sind fähig, mit dieser Drüse in sechs Tagen einen Roman zu schreiben, zu korrigieren und zu setzen. Oh, die meisten Künstler wissen gar nicht, welche Fähigkeiten in ihrer Zirbeldrüse stecken. Aber wir nützen sie alle aus, alle! Minderwertiges wird durch den geistigen Siebapparat, den ich erfunden habe, ausgemerzt. Wir können für die Solidität unserer Waren bürgen. —

Sie nun, sehr verehrter Herr August Wilhelm Kuhlenkamp, wären die erste dramatische Zirbeldrüse, die uns zu Gebote stände.

„Nein!" schrie August Wilhelm Kuhlenkamp auf. „Nein, ich will nicht, ich will nicht, ich will durchaus nicht."

„Na, was wollen Se denn noch?" fragte Chlumitzky. „Zu arbeeten, ohne daß Se's merken — Sie krieg'n Ihrn scheenen Gewinnanteil — ohne daß Se's merken — Sie krieg'n Ihrn scheenen Gewinnanteil davon ..."

„25% des Reingewinns," sagte Dr. Wesenshaupt — „Und außerdem könne Se leben, wie Se wolle —"

„Nicht ganz," schaltete Dr. Kadaver ein. „Ich habe berechnet, daß eine Zirbeldrüse nur geistige Energie für ungefähr zwei Jahre besitzt. Alsdann muß sie durch die Kraft des lebenden Organismus wieder erneuert werden. Also nach zwei Jahren bekommen Sie die Zirbeldrüse wieder zurück, müssen sich aber natürlich in den letzten drei Monaten des zweiten Jahres einer neuen, absolut gefahrlosen Kur unterwerfen, damit Sie körperlich frisch sind, wenn Sie Ihre Zirbeldrüse wieder empfangen. Sie brau-

chen dann das Objekt nur drei Monate zu tragen; nach diesem Zeitraum haben Sie durch Ihre vitale Kraft die Zirbeldrüse wieder geladen, und wir können sie alsdann auf weitere zwei Jahre in unserem Betrieb verwenden. Denn es ist uns noch nicht gelungen, eine Verbindung herzustellen, die die Zirbeldrüse auf solche vitale Höhe bringt wie der menschliche Organismus, dem sie ursprünglich angehörte. Aber vielleicht werden wir auch das in absehbarer Zeit erreichen."

August Wilhelm Kuhlenkamp stampfte mit Händen und Füßen und schrie: „Nein, nein, ich will nicht."

„Ja," sagte Chluwitzky, „was wird Ihnen anners übrig bleiben?"

„Schauen Sie," sagte Dr. Wesenshauch und ergriff den dicken Dichter milde unter dem Arm und zog ihn ans Fenster. „Schauen Sie diesen schönen, neuen, weißgetünchten Pavillon. Dort steht eine wunderschöne, sauber arbeitende Typensetzmaschine — und würde sich's nicht nett ausnehmen, wenn über der Türe in dem Dreieck prangte: G. m. b. H. für g. Produktion, Zirbelpavillon des August Wilhelm Kuhlenkamp. — Denken Sie dieses Gebäude, 420 qm Bodenareal wären Ihr Gehirn! Solide, sage ich Ihnen. Es stünden Ihnen 150 PH zur Verfügung. Was meinen Sie dazu? Ist dieser Gedanke nicht erhaben? Begeistert Sie das nicht? Strengen Sie doch Ihre Phantasie und Ihre geistige Kraft an, soweit es Ihnen Ihre fettdurchsetzten Nervenstränge noch erlauben. Denken Sie, welchen Dienst Sie der Menschheit erweisen, ruhelos schaffen Sie Werk auf Werk, arbeiten Sie an Ihrer Unsterblichkeit, denn jedem Ihrer Werke wird selbstverständlich vorgedruckt: Gewonnen aus der Zirbeldrüse des August Wilhelm Kuhlenkamp in München. Das ist unser Prinzip."

„Nach München nehme ich Se jedenfalls nich wieder," sagte Chluwitzky. Das fällt mer gar nicht ein, für Sie auch noch die Rückreise zu bezahlen!"

August Wilhelm Kuhlenkamp sah sich hilfesuchend um.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen," sagte Dr. Kadaver. „Wir haben da einen jungen Lyriker, den Sohn einer anständigen Beamtenfamilie, der leider Gottes in die moderne Bewegung hineingeriet. Die Eltern schickten ihn uns zur Kur. Sie waren froh, daß wir ihm die Zirbeldrüse herausnahmen. Sie haben das sogar noch bezahlt. Wie dies ja immer ist: wenn jemand Lyrik nehmen soll, muß er bezahlt werden. — Der junge Mann besucht uns voll tiefster Dankbarkeit alle halbe Jahre. Er ist jetzt auf dem besten Wege, ein tüchtiger Staatsanwalt und der Stolz seiner Familie zu werden. Seine Zirbeldrüse erweist sich als außerordentlich fruchtbar und einträglich. Wir haben aus ihr im Laufe von eineinhalb Jahren zwölftausend lyrische Gedichte ausgebeutet, und da jedes hundertfünfzigste ein schönes Gedicht ist, so können Sie sich denken, daß wir einen ganz anständigen, gut verkäuflichen Band herausgebracht haben. Aber ermessen Sie, wenn dieser Mensch die zwölftausend Gedichte alle hätte schreiben wollen! Wie lange hätte er dazu gebraucht? Was für kostbare organische Kraft wäre da zum Teufel gegangen? Er hätte Jahre daran schreiben müssen und hätte dann noch nicht einmal gewußt, welche Gedichte gut sind und welche schlecht. Was hat er nur an Briefen für die Redaktionen gespart und an Briefmarken! Bedenken Sie! Und außerdem ist er jetzt glücklich, weil er ein guter Staatsbürger geworden ist. Sehen Sie, Herr August Wilhelm Kuhlenkamp, ich glaube bestimmt, daß auch Sie eine bürgerliche Zukunft haben. Sagen Sie, was würden Sie am

liebsten tun? Was ist Ihre liebste Beschäftigung außer dem Dichten? Seien Sie ehrlich!"

August Wilhelm Kuhlenkamp schwieg.

Da sagte Dr. Wesenshauch: „Ich will es Ihnen sagen. Ich kann das von Ihrem Gesichte absehen. Die Beschäftigung, die Ihnen die liebste ist, das ist doch, wenn Sie nachmittags zwischen zwei und fünf Uhr mit einigen Schauspielern einen guten Tarock spielen!"

August Wilhelm Kuhlenkamp ließ sein mächtiges Haupt vornüber sinken.

„Sehen Sie," sagte Dr. Kadaver, „wir werden die Fähigkeiten Ihrer Gehirnwindungen, die sich mit dem Tarock beschäftigen, etwas reinigen, und Sie sollen dann sehen, was für ein Glück Sie in den Karten haben werden! Außerdem: es wird alles anständig, notariell gemacht, natürlich, Sie riskieren nichts. Wir stellen eine Kaution sicher, falls Ihre Zirbeldrüse ruiniert werden sollte, was ich aber nicht hoffe, das wird notariell beglaubigt, und wenn es Ihnen recht ist, dann können wir ja auch den Vertrag auf nur zwei Jahre machen, und Sie können später Ihre Zirbeldrüse wieder selbständig verwerten. Warum auch nicht? Auch dazu sind wir bereit."

August Wilhelm Kuhlenkamp schaute treuherzig auf und sagte: „Ja, aber dann werde ich am ganzen Stammtisch so furchtbar ge=uzt, wenn es heißt, daß meine Zirbeldrüse in Leipzig ist und da arbeitet. Das ist mir peinlich. Ich hätte es doch lieber, wenn es einfach hieße: Werke des August Wilhelm Kuhlenkamp."

„Da sehen Sie wieder einmal die menschliche Eitelkeit," sagte Dr. Wesenshaupt zu Dr. Kadaver. „Wir haben doch weiß Gott noch keinen der verfluchten Autoren dazu gebracht, daß sie's ehrlich eingestehen, daß es nur die Zirbel=



drüse ist, mit der sie arbeiten. — Ja, mein Herr —" wandte er sich an August Wilhelm Kuhlenkamp, „es sind ja nicht Ihre Werke, es ist ja nicht Ihre Energie, die arbeitet, das ist unsere Energie, teuer bezahlte elektrische Pferdekräfte! Was Sie denken! So und so viel tausend Kilowatts müssen wir da anlegen. Liefern Sie die etwa? Nein! Sie liefern nur das movens. Weiter nichts. Und das kaufen wir Ihnen ab."

„Wieviel soll ich denn erhalten?" fragte schließlich August Wilhelm Kuhlenkamp.

„Setzen Sie sich einmal an diesen Schirm mit Blechblende," sagte Dr. Kadaver, „wir wollen das mal nach der organischen Größe des Objekts abschätzen."

In einer halben Stunde war August Wilhelm Kuhlenkamp durchleuchtet, geprüft und abgeschätzt, und nach den Berechnungen, die Dr. Wesenshaupt an einer automatischen Rechenmaschine vornahm, erklärte er schließlich, er hoffe bestimmt, ihm 18000 Mark für jedes Jahr auszahlen zu können, es könnte sich aber auch auf mehr belaufen.

„Aber es erfährt doch keiner?" sagte August Wilhelm Kuhlenkamp.

„Ja, für die Schweigepflicht müssen wir uns noch dreitausend Mark extra berechnen," gab Dr. Kadaver zur Antwort.

„Na, dann ist es gut," erwiderte August Wilhelm Kuhlenkamp und unterzeichnete den Vertrag, der von einem Notar, der herbeigerufen worden war, die Beglaubigung erhielt.

Alsdann setzten sich die beiden Doktoren, Chlumitzky und August Wilhelm Kuhlenkamp in einem freundlichen Zimmer des Dr. Kadaver nieder und begossen das abgeschlossene Geschäft. Als August Wilhelm Kuhlenkamp die vierte

Flasche alten Johannisberger intus hatte, ward er müde. Er wurde auf den Diwan gelegt und bemerkte noch, wie ihm etwas über den Kopf gestülpt wurde. Dann hörte er, verloren wie im Traum, ein Rattern, dem Geräusch eines sich entfernenden Automobils gleich. Als er aufwachte, brannten in dem Zimmer elektrische Lampen und Dr. Wesenshauch fragte ihn teilnehmend: „Wie fühlen Sie sich, Herr Kuhlenkamp?"

„Na," sagte der, „sehr gut. Ich fühle mich viel freier im Kopf."

„Nu sehen Sie, es ist alles sehr gut verlaufen!" sagte Dr. Wesenshauch. „Fahren Sie getrost wieder zurück nach München, Sie werden sehen, wie gut sich alles entwickelt."

Dabei reichte er August Wilhelm Kuhlenkamp eine Brieftasche, die ein Bündel Hundertmarkscheine, die erste Vierteljahresrate, enthielt.

Am nächsten Tage saß August Wilhelm Kuhlenkamp wie immer im alten Franziskaner an seinem Stammtisch, des Nachmittags wie immer im Café mit Schauspielern beim Tarock, und bald durchlief die Stadt das Gerücht, daß August Wilhelm Kuhlenkamp viel liebenswürdiger und viel weniger verschroben als früher wäre, da sähe man doch, was das Alter und die Reife täte bei solch einem Mann. Er entwickelte sich zu einem ganz brauchbaren Mitmenschen und Mitbürger. — Die einzigen, die mit ihm unzufrieden waren, waren die Schauspieler, denen er zu viel Geld beim nachmittägigen Tarock abnahm.

Im Laufe des Winters wurden mehrere Dramen von August Wilhelm Kuhlenkamp mit dem größten Erfolge aufgeführt. Man sprach von einer neuen Blüte dieses bedeutenden Dichters, die Kritiker sagten, man hätte sich nicht in dieser jungen Kraft getäuscht.

Von all diesen Ereignissen wußte August Wilhelm Kuhlenkamp nichts, ahnte er nichts. Er war sogar harmlos genug, es einzugestehen, wenn man ihn wegen eines Dramas anredete. Dann sagte er: „Ja, davon weiß ich nichts!" Wenn man ihn fragte, wie er sich das gedacht hätte, sagte er: „Gott — ich habe es mir nicht gedacht!" Wenn man in ihn drang, so sagte er: „Ach, das ist mir langweilig!"

Dies aber trug dazu bei, seinen Ruhm ins Ungemessene zu vermehren, und bald gab es Leute, die von der naiven Bescheidenheit des Genies redeten. —

Der Vater

Zu Weilderstadt in Schwaben steht auf dem Marktplatz ein stattliches Gasthaus, das vorzeiten zu den berühmtesten Wirtshäusern des Landes gehörte und die „Post" heißt. Von Baden, aus dem Elsaß kamen die Postkutschen damals zu einem Tore der Stadt hereingerollt und begegneten in der „Post" den Reisenden, die von Stuttgart und Ulm, aus Bayern herkamen und Vorspann für die Fahrt durch den Schwarzwald forderten.

So begab es sich auch im Jahre des Heiles 1723, daß eine große Reisekutsche, die mit vier schwarzen Pferden bespannt war, vor der „Post" hielt. Die Bürger, die im Honoratiorenzimmer Wein tranken und nach der neuen Sitte der Zeit lange holländische Tonpfeifen mit Fidibussen in Brand setzten, streckten ihre Perücken aus dem Fenster heraus und sahen einen gewaltigen Herrn aus der Kutsche steigen und dem reichgallonierten Jäger den Reisemantel zuwerfen. Der violette Samtrock, der mit breiter Goldstickerei besetzt war, die aus den Ärmeln fallenden breiten Spitzen verrieten den Mann von Stand und Reichtum, die festen durchgearbeiteten Züge, die schmalen gepreßten Lippen und der stolz getragene Kopf den seiner Würde bewußten Mann. Fein geordnet fielen ihm die lang getragenen Locken auf den Rücken. Sein scharfer Blick scheuchte die Bürger ins Zimmer zurück.

Ruhig betrat er die Gaststube und gab mit klangvoller Stimme der stattlichen Postmeisterin, die bei der Fülle der Gäste selbst bediente, seine Befehle. Er schaute der Davoneilenden nach und schien vor seinem Glase Wein in tiefes Nachdenken zu versinken. Nach einer Weile trat Melchior Münzer, der siebzigjährige Wirt, mit gezogener Kappe

an den Tisch des Fremden, um ihn zu begrüßen, wie es der Wohlanstand forderte. Allein ein stechender Blick aus des Fremden schwarzen Augen wies den gutmütigen, greisen Mann zurück. Auf die letzten Fragen der scheugewordenen Gäste, wer der vornehme Fremde wäre, gab der Wirt kund, es sei der Reichsfreiherr von Lerchenfeld, der Rentmeister des Erzbistums Mainz. Da der Abend sich ausdehnte, verließ der alte Münzer das Gastzimmer, um sich zur Ruhe zu legen. Er wurde vertreten von seinem achtzehnjährigen Sohn, einem ruhigen, bescheidenen Jüngling.

Der Fremde bezeigte sofort ein merkwürdiges Interesse an dem jungen Menschen, den er zuvor nie gesehen hatte. Er winkte ihn zu sich heran und begann ein längeres Gespräch. Sehr zufrieden schien er, als Karl Münzer verlauten ließ, daß er die Lateinschule beim Herrn Kaplan besucht und auch genügend in der gallischen Zunge von einem französischen Herrn profitiert hätte, der in der „Post" längere Zeit krank gelegen. So auffällig lange dauerte dies Gespräch, daß die Wirtin herzutrat und den Sohn mahnte, an die Nachtruhe zu denken. Zögernd erhob sich der junge Mensch. Allein der Fremde hielt ihn fest an der Hand und sagte: „Frau Wirtin, ich habe großes Gefallen an dem Burschen gefunden, meine auch, daß er bei seinem feinen Verstande und stattlichen Konditionen zu etwas Besserem berufen ist, als die „Post" zu Weilderstadt zu regieren. „Wie sie mich hier vor sich sieht, Frau Wirtin," fuhr er mit seltsam erhöhter Stimme und glänzenden Augen fort, „war ich auch einstmals ein schmales Bürgerkind und habe es durch Herrendienst selbst zum Herrn gebracht. Darum, Gesell schlag' er ein und fahre er morgen mit mir zusammen an die Donau, nach

Wien, der Kaiserstadt! Soll allda etwas Rechtes aus ihm werden!"

„Den Buben laß ich nicht von meiner Seite! Es ist ein Schmerzenskind!" rief die Wirtin, die die Angst bei dem seltsamen Wesen des Freiherrn überkam. „Nimmer verläßt er mir die Stadt und ein sicheres Brot um einer ungewissen Fremde willen! Unser einziges Kind ist er und meines Mannes Augapfel!"

„Sagt Eurem Manne, Frau Wirtin, ich lasse ihm eintausend holländische Dukaten zurück als Pfand. Er mag sie behalten oder sie dem Buben geben, wenn der enttäuscht aus der Fremde heimkehrt. Aber morgen zum frühesten muß ich die Entscheidung haben, Postmeisterin. Um fünf Uhr, wenn sich noch kein Gast am Morgenfeuer wärmt!" Mit diesen Worten verließ der Reichsfreiherr und Rentmeister des Erzbistums Mainz die Gaststube.

Starr schaute die Wirtin ihm nach. Dann löschte sie kopfschüttelnd alle Kerzen, gab ihrem Sohn einen langen Kuß auf die Lippen und begab sich ins eheliche Schlafgemach. Der Postmeister erstaunte nicht wenig, daß ihn sein Weib aus dem ersten Schlaf weckte, und verwies ihr die Sorge um den Fremden. Große Herren hätten oft so närrische Launen und Einfälle wie Weiber und vergäßen auch so schnell wie diese.

Doch am nächsten Morgen, ehe noch der Hahn gekräht hatte, wurde der Postmeister gewahr, daß es dem Fremden mit seinem Vorschlage ernst sei. Wirt, Wirtin und Sohn wurden von dem Leibjäger des Lerchenfelders ins Gastzimmer beordert.

Der sonderliche Gast saß bereits am Kaminfeuer und wärmte seine Beine, während er einen Trunk Eierbieres

zu sich nahm. Sein Gesicht, das von den zuckenden Flammen beleuchtet wurde, hatte einen entschlossenen Ausdruck. Ohne sich zu erheben, reichte er den dreien, die zaghaft vor ihm standen, einzeln die Hand. Zuerst der Wirtin, die ihr Haar in ein Tuch gehüllt hatte, geisterhaft bleich erschien und ihre großen Augen nicht vom Gesichte des Fremden wenden konnte. Zu zweit Melchior Münzer, der mit eingeknickten Beinen dastand und den Katzenbuckel machte, den er durch fünfzehnjährige Übung in der „Post" wohl erlernt hatte. Mit Erstaunen waren seine guten grauen Augen auf den Gast gerichtet. In den Händen drehte er die Kappe. Zuletzt reichte der Fremde dem jungen Burschen die Hand herzlich und zog ihn zu sich heran.

Nun ergriff er das Wort, schilderte den Eltern eindringlich das Leben, das der Junge an seiner Seite als sein Sekretär führen sollte, brachte zum Schluß die tausend Dukaten in einem ledernen Sacke zum Vorschein und ließ sie lieblich und verlockend klingen.

Doch der alte Melchior Münzer schüttelte seinen grauen Kopf und bemerkte, das Geld möge der Herr nun dahin lassen, es sähe ja aus, als solle er seinen Sohn verkaufen. Wenn den Jungen die Lust stäche, in die Fremde zu ziehen, wie so manchen jungen Kerle schon vor ihm, wolle er selbst für den Reisegroschen sorgen. Entscheiden solle sich der Bursch selbst, denn daß ihm Fortuna eine glückliche Gelegenheit schenke, sähe er ein.

Trat der Junge vor und erklärte mit fester Stimme, er wisse selbst, daß ihn der Vater brauche, in Haus, Hof, Feld und bei den Gästen. So sündhaft wäre er nicht, den Vater ohne Not zu verlassen. Und von plötzlicher Zärtlichkeit getrieben, faßte er den alten Mann unter den Arm.

Als der Gast diese Worte hörte und diese Bewegung der Liebe sah, verzerrten sich die Züge seines Gesichtes. Die Erregung riß ihn vom Stuhle empor, und ein heiseres Lachen, das einem Wutschrei glich, quoll aus seiner Kehle, so daß die drei vor ihm stehenden Menschen erschreckt zurückwichen. „Parbleu und Gottes Tod!" schrie er auf. „Wie kehrt die Welt sich um! Hat euch in Wahrheit Frau Gewohnheit zusammengeschneidert? Euch beide?" Dann kehrte er sich zur Wirtin, deren Gesicht weiß war wie der leibhaftige Tod. „Kennt sie mich nicht mehr, schöne Frau?" rief er der Ärmsten ins Gesicht. „Babette Münzerin! Baebele! Und schäkerten doch beide unter dem Apfelbaum vorm Tore, als Blütezeit war und die Soldaten des bayerischen Max Emanuel vor Stuttgart standen! Durfte sie getrösten, während der Herr Gemahl, der Wackelgreis, das Bett hütete! Hoho, Münzer, glaubte er in Wahrheit, er könne ein jung Weib ungestraft einspannen? Hat er Tropf sich gerühmet, Vater des Buben zu sein?" Und breit legte er die Hand auf die Schulter der Wirtin, die den Kopf beugte und Tränen über Tränen vergoß.

Erstarrt standen Melchior Münzer und Karl vor dem Fremden. Dessen Brust arbeitete heftig, und noch einmal schrie er hinaus, was er auf dem Herzen trug: „Kennst mich wohl nicht, Melchior Münzer, weil mich der Firlefanz und die Würden unkenntlich machen. Glotz' mich nur an! Wie ich hier vor dir stehe, als Reichsfreiherr von Lerchenfeld, so war ich doch einstmals Hans Sindelfinger und Schreiberlein vom Stadtschultheißen zu Weilderstadt! Du aber, Bube, komm mit mir! Brauchst nit mehr mit schmutzigem Tuche den Gästen Gläser und Teller abwischen! Sollst ein Herre werden, wie dein Vater. Die tausend Dukaten aber da mögen dem alten Tropf die Zehr-

kosten ersetzen, so er an den Kuckuck in seinem Neste gewendet!"

In Melchior Münzers gebeugte Gestalt war Leben gekommen. Seine alten Züge strafften sich. „Hand weg von der Fraue!" herrschte er den Fremden an, nicht laut, aber in jenem Tone, der unbeugsamen Willen verrät. Und der Reichsfreiherr mußte gehorchen. „Hinaus mit ihm", fuhr Melchior Münzer fort. „Will nit, daß er meine Stube verpeste!" Dann wandte er sich an den Buben, und die Härte der Stimme schmolz, als er sagte: „Junge, der Lump da ist nun dein Vater, von Natur aus. Geh' mit ihm, ich halte dich nicht. Aber tue es rasch!"

Des Buben Hände hatten sich geballt. Seine Blicke glitten zwischen den beiden Männern hin und her. Sein Atem ging rasch. Sein Herz hämmerte so stark, daß es das Ticken der Uhr im Raume übertäubte. Seine Füße schienen im Boden zu wurzeln. Endlich rang es sich aus seinem Innersten los: „Ich bleibe bei dir, Vater! Ich kenne diesen da nicht!" Und dann fiel er, als sich sein Krampf löste, dem alten Manne zu Füßen, küßte seine Hände unter Tränen und bat: „Laß mich bei dir bleiben als Knecht! Schick mich nicht mit dem da fort!"

Der Reichsfreiherr wankte bei diesen Worten. Dann griff er nach vorwärts, um den Jungen an der Schulter zu fassen. Melchior Münzer aber stieß die greifende Hand zurück und sagte: „Er gehört mir! Er ist mein Sohn!" Karl schmiegte sich bei diesen Worten fester an ihn.

Da stieß der Lerchenfelder noch einen grausigen, gotteslästerlichen Fluch aus und stürzte hinaus. Vater und Sohn aber blieben schweigend beisammen, wie er sie verlassen. Endlich schauten sie auf. Die Mutter war aus dem Zimmer verschwunden.

Es wurde nach der Frau gesucht, allein sie ward nicht mehr gefunden. Verschwunden blieb sie von diesem Tage an.

Karl Münzer aber übernahm nach dem Tode des Vaters das Amt des Postmeisters von Weilderstadt und brachte es zu hohen Ehren, soweit es die schweren Zeiten zuließen.

Die Dynamitsau des Puritaners

Amerikanische Legende

Es lebte einst am Susquehana eine Sau, die hieß Sophia und besaß neben anderen liebenswürdigen Eigenschaften des Leibes und der Seele auch die, daß sie acht Zentner wog und sehr eifrig darauf bedacht war, ihr lebendes Kapital an Speck und Schinken zu vermehren. Das unerforschliche Schicksal hatte diesen Schatz einem gottesfürchtigen, eifrigen und klugen Yankee anvertraut, der Daniel Josaphat Ephraim Brown hieß und der den Wald ausrodete, teils um die Zivilisation weiterzuverbreiten, teils auch um, wie es geboten war, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen, teils auch, weil er auf ein gutes Geschäft hoffte.

Die ganze Woche war Daniel Josaphat Ephraim Brown im Walde tätig, fällte Bäume, verband sie zu Flößen und sandte sie den Susquehana hinab. Am Samstag aber legte er Dynamit in die Wurzelstöcke und sprengte sie in die Luft, und jeder Dynamitschuß knallte wie ein lautes Dankgebet zum Himmel empor.

Nun geschah es eines Samstages, daß eine Dynamitlage, die mit Talg und Sägespänen der besseren Verteilung wegen vermengt war, unter einer alten Eichenwurzel liegen geblieben war, und Daniel Josaphat Ephraim Brown bemerkte sie erst am nächsten Tage, als er um neun Uhr morgens vom Gottesdienst zurückkehrte. Entfernen konnte er den Sprengstoff nicht mehr, denn das wäre einer Sabbatentheiligung gleichgekommen; ohnedem wäre es auch zu spät gewesen, denn Sophia, die gottlose Sau, hatte sich der Eichenwurzel bereits genähert. Anstatt den Sonntag zu heiligen, war sie nur eifrig darauf bedacht, ihr Kapital an Speck und Schinken zu vermehren. Als Josaphat

Daniel Ephraim sie so am Baume wühlen sah, erzitterte er bis in sein innerstes Gebein und ließ das Gebetbuch fallen. Aber es war ihm eine härtere Prüfung auferlegt, er mußte mit Entsetzen mitansehen, wie Sophia den Explosivstoff verschlang und dann nach dem Garten zu trottete, wo sein kleiner Sohn Benjamin Moses Abner mit alten Kupfercents spielte. Wehe, wenn das Tier bei dem Kinde explodierte!

Daniel Josaphat Ephraim warf sich auf beide Knie und rief: „Herr, erbarme dich! Sophia! Sophia!" Alsbald drehte sich die Sau um und lief auf Daniel Ephraim Josaphat zu! Als er sie herankommen sah, sprang er auf und eilte davon! Sophia folgte ihm schnell und lustig grunzend, denn sie liebte ihren Herrn. Der sprang in die Milchkammer, konnte aber die Tür nicht zuwerfen, da er fürchten mußte, daß er das Tier einklemmte und so zur Explosion brachte. Er eilte hinaus, Sophia folgte ihm nach und warf mehrere Milchkübel um. Dann rannten beide auf einem schmalen Waldpfad im Galopp daher, und Daniel Ephraim Josaphat warf unterwegs Rock, Weste und Kragen ab, um besser laufen zu können. Die Dynamitsau aber blieb in unverminderter Schnelligkeit hinter ihm. So gelangten sie nach halbstündigem Laufe zu dem kleinen Dorfe, das Salem hieß. Als Daniel Josaphat in die Hauptstraße einbog, hatte er ein wenig Vorsprung, denn die Sau beroch etwas, was auf der Straße lag. Die Einwohner umringten ihn sofort! Mit wenigen Worten hatte er ihnen das gräßliche Erlebnis erzählt, und alles flüchtete, als die Dynamitsau langsam und triumphierend grunzend ihren Einzug in die Dorfstraße hielt. Sie trottete bis zum Kirchenportal und blieb dort ruhig in der Sonnenglut liegen, rieb sich auch wohl an der Kirchenpforte, worauf dann jedesmal Stoßgebete zu den Fenstern hinaus zum Himmel geschickt wurden.

So verstrichen zwei bange Stunden, als plötzlich der ehrwürdige Reverend John Zacharias Bliß mit dröhnender Stimme den 108. Psalm zu intonieren begann. Erst furchtsam, alsdann kräftiger und mächtiger sang ganz Salem mit. Und siehe, der Himmel erhörte das Flehen der Geängsteten; schwere Wolken kamen aus dem Seegebiet herangezogen, und ein Gewitter von einer Gewalt und Stärke, wie es der älteste Mann seit 97 Jahren nicht er lebt hatte, entlud sich über den Häuptern der Singenden. Wenn es in der gespenstischen Nacht heller wurde, sah man, wie die Sau hin und her raste; wieder einmal als es aufleuchtete, sah man die hagere, lange Knochengestalt eines Unbekannten aus der Finsternis auftauchen. Endlich war das Wetter vorübergesaust, es wurde lichter ... vonder Sau ward nichts mehr gesehen.

Langsam trauten sich die Leute von Salem aus ihren Häusern. Die einen behaupteten, die Sau wäre unter Donner und Blitz gen Himmel gefahren, andere sprachen von dem geisterhaften Unbekannten, wieder andere wollten sie gesehen haben, wie sie in den Wald trottete. Sie wurde das Geheimnis der Gegend. Die Kinder wurden gewarnt, nicht zu tief in den Wald zu gehen, sie könnten der Dynamitsau begegnen. Hörte man in der Ferne einen dumpfen Krach, so war es die Dynamitsau. Geschah irgendein plötzliches Unglück, so war die Dynamitsau daran schuld — und als später Benjamin Moses Abner Brown, der Sohn des denkwürdigen Daniel Josaphat Ephraim Brown, eine Bank gründete und Bankrott machte, da war auch an diesem Krach die gespenstische Dynamitsau vom Susquehana schuld! Denn sie treibt noch immer ihr Wesen und wird zum letzten Male explodieren am Tage des jüngsten Gerichtes; denn also hat es John Zacharias Bliß prophezeit.

Marokkanische Verwickelungen

Eine politische Künstlergeschichte

Wir waren die letzten Jahre in Schliersee, mein Freund, der Kunstmaler Raoul Penner und ich, — um ernster künstlerischer Arbeit zu leben, wie man das so nennt. — Die Folge war natürlich, daß wir jeden Abend die schwere Menge guten Rotspohn tranken. — Dazu kam, daß mein Freund am Leben leidet. Er malt und malt, aber niemand kauft seine Bilder. Aber alle Leute, die er spricht, loben sie, — das kommt nämlich daher, weil er Geld hat und man ihn anpumpen kann. — Nur der Kunstmaler, der kein Geld hat, kann sich den Luxus des Nichtverkaufens leisten, — denn der hat wenigstens die Lebensfreude, daß er sich durchpumpen kann. — Aber auch das war meinem armen Freund versagt — — deshalb fing er bereits vormittags an zu trinken — — aber wenigstens, um das Tagesprogramm nicht zu stören, Bocksbeutel — soviel Anstand hatte er sich immerhin noch bewahrt!!

So hätten wir glücklich sein und fern von der sündhaften Stadt ein künstlerisch gesättigtes Leben führen können — — aber da trat ein Umschwung ein, der meines Freundes Lebensenergie in bedenklicher Weise zum Überschäumen brachte — — Deutschland wurde marokkiert! — — Es lebte ein Mann und Minister in Frankreich, der hieß Déclassé — man möge es mir verzeihen, wenn ich Namen verwechsle, denn ich bin ein unpolitischer Mensch, trotzdem ich täglich zum Frühschoppen und zur abendlichen Flasche den „Täglichen Humbug" einsauge. — — Also besagter Déclassé machte sich mächtig mausig — — worauf der „Tägliche Humbug" remonstrierte und den Franzosen durch

Bülow sagen ließ, Deutschland würde an Frankreich den Krieg erklären. —

Mein Freund Penner ist Reserveleutnant. — Als solcher hat er Verbindungen, außerdem liest auch er den „Humbug" — — kurzum, er geriet in eine heldenmäßige Aufregung, er, der am Leben litt, faßte eine wilde Hoffnung, — daß es ihm beschieden wäre, den süßen und ehrenvollen Tod fürs Vaterland zu sterben — — und er bestellte sich telegraphisch bei seinem Militärschneider eine neue Reserveleutnants-Uniform!

Nun fing er an, mich nervös zu machen, trotzdem ich von der Natur mit einer sehr nützlichen phlegmatischen Temperamentsart gesegnet bin. — Er redete von Déclassé, von Bülow, von Abdul Habit, von Muley Haschisch, von dem großen Kaid Mukki, daß mir angst und bange wurde — — dazu ging er täglich in den Zimmerstutzenverein und übte sich im Schießen und schrie jeden Abend mit Begeisterung, wir würden es den Franzosen schon besalzen! Ich war ganz verschüchtert. — — Er aber ging täglich auf die Post, fragte nach seiner Uniform — — und trank aus Blutdurst nur noch roten Wein, und diesen in entsetzlicher Menge. — — Doch ging er zum Glück vergebens auf die Post, sein Militärschneider war nicht für den Krieg — — und schließlich wurde durch das diplomatische Geschick des „Humbugs" die Konferenz von Algeciras einberufen. — Gerade als unsere Politik diesen Triumph feierte, kam die Uniform meines Freundes und erwies sich als zu eng! — Wie gut, daß der Krieg vermieden war! — — Die neue Uniform vermochte den durch die flüssigen Kriegsvorbereitungen auseinandergetriebenen Manneskörper meines Freundes nicht zu fassen. — —

Wir „blamierten“ uns bei Algeciras, mein Freund resignierte, er malte nur noch Stilleben. — —

Ich atmete auf — und pries den „Humbug“, der den Krieg vermieden hatte. — —

Nun begann aber die Einkreisung Deutschlands. Clémenceau, Pichon und Onkel Eduard wurden dicke Freunde — — der „Humbug“ schimpfte mit Recht auf die schlappe Politik Bülows. — — Nun bestellte mein Freund die Bülowzigarre ab, die ich doch so gerne rauchte — — und an diesem Merkzeichen empfand ich es bitter, daß es mit unserer Politik rückwärts ging! —

Das sah auch der „Tägliche“ ein — er putzte das gute erprobte Redaktionsschwert und ging den Franzosen zu Leibe — und mein Freund bestellte sich abermals eine neue Uniform. Als sie ankam, hatte aber der „Tägliche“ wieder einmal alles beruhigt — — und so brauchte es meinen Freund nicht zu genieren, daß auch diese Uniform zu eng war — —

Doch jetzt zog ein Wetter auf, das ernst war! — Der „Humbug“ ließ den Kaiser eine Rede halten, daß die Druckerschwärze schwarz-weiß-rot schillerte — — und nun fuhr mein Freund in eigener Person zur Stadt und ließ sich an einem Nachmittag die Uniform auf seinem Leibe ändern.

Wenn ich jetzt mit ihm zusammen war — mußte ich ihm stets die Schießvorschrift, die Felddienstordnung und den Katechismus für den Feldsoldaten abhören, die er alle drei auswendig lernte. Das war eine schreckliche Zeit — — in der wir das Pulver trocken halten mußten. —

Den Säbel schliff mein Freund in seinem Atelier persönlich. — Er ging nur noch in Uniformhosen und hohen Stiefeln umher, um nichts weiter tun zu brauchen, wenn

die Einberufungsordre käme, als den Uniformrock überzuknöpfen. —

Außerdem malte er nur noch Aktmodelle in seinem Atelier, um sich nicht zu weit von zu Hause zu entfernen, und um das Herz zu lüften, wie er das nannte, denn mit seinem Leben hatte er endgültig abgeschlossen.

In dieser Zeit bezahlte er mir auch meine Schulden. — Aber sonst war er höchst ungemütlich. —

Jeden Tag stand im „Täglichen" eine Brandnachricht. — Und dann geschah es, daß er seinen Säbel auf dem Rücken der Cilly, seines Modelles, wetzte. Sie erhielt dafür extra drei Mark für diese Übung.

Aber es half ihm nichts! — Der „Tägliche" wiegelte wieder ab. — — Es kam abermals nicht zum Kriege, obgleich wir dicht davor gestanden hatten. — Doch dieses Leben voller Aufregungen war ihm unentbehrlich geworden — er führte es weiter und las nur noch die alten Kampfartikel. —

Bald danach ging ich fort von Schliersee, da ich es nicht mehr aushalten konnte.

Er umarmte mich, falls wir uns in diesem Leben nicht mehr wiedersehen sollten, — und schenkte mir noch das Kriegsreglement, zur Vorbereitung für den Krieg.

Ich trage es immer bei mir und lese es durch, wenn ich neue Alarmnachrichten im „Täglichen Humbug" sehe. — Denn dann denke ich an meinen Freund, und das gibt mir eine sonderbare Beruhigung.

Die Goldnot

Im Jahre 190/ herrschte in der gesamten italienischen Diplomatie eine gewaltige Erregung. —

Die Goldvorräte des Landes flossen in einer bedenklichen, unaufgeklärten Weise ab. Alle Barrenvorräte der Banken waren erschöpft, eine unbekannte Finanzgruppe zog alles Gold an sich, trotzdem die Goldpreise ins Ungemessene stiegen.

Dies rapide Abfließen der Goldvorräte versetzte die Regierung und die davon betroffenen Handelskreise in die höchste Unruhe. Die italienische Staatsrente begann zu sinken, die Lage begann katastrophal zu werden. Schon war die Golddeckung für das Papiergeld erschöpft, und immer wieder wurden bei den Staatsinstituten Scheine präsentiert, für die Gold verlangt wurde.

Bald zeigte sich die Wirkung der Finanzlage auf das Ausland, denn die Nervosität des Geldmarktes pflegt sich stets auf die äußere Politik fortzupflanzen. Der immer rege Argwohn gegen Österreich flammte gelegentlich einer Phantasiespionenaffäre empor, und von Rom aus gab man dem Wiener Kabinett deutlich zu verstehen, daß man die versteckten Absichten der Donaumonarchie hinsichtlich der Goldausplünderung, wie der Zustand in den leitenden Zeitungen bezeichnet wurde, — vollkommen zu würdigen verstünde.

Um diese Zeit traf ich an den Ufern des Gardasees mit einem diplomatischen Wiener Freund, dem Baron F. zusammen, der zur Klärung der Lage nach Süden geschickt war, um die großen Bankiers in Mailand und Genua zu sondieren. Mein Freund war tief mißgestimmt. Er behauptete, ihm wäre diese Aufgabe nur deshalb überwiesen, weil er der Frau dieses Chefs in der letzten Wintersaison

zu sehr den Hof gemacht hätte. „Was kann ich wirklich bei den Bankhäusern herausbekommen? — Die Finanz ist international und versteht ihre Geheimnisse zu wahren. — Und wenn ich etwas Plausibles ausfindig mache, wird es doch nicht zur Klärung der Lage beitragen, denn die Italiener werden niemals von ihren Vorurteilen abgehen. Custozza und Solferino werden nun einmal nicht durch diplomatische Noten und durch geschickte Entrefilets in offiziösen Blättern ausgetilgt. Welcher Diplomat könnte, und das wäre doch der springende Punkt, eine mächtige Finanzgruppe von ihren Vorsätzen abbringen?

„Ich werde also meine Aufgabe nie lösen können, und dann Adieu, Westeuropa! Glücklich kannst du mich preisen, wenn du mich irgendwo im Balkan als Generalkonsul wiederfindest und ich nicht etwa in Honolulu oder einer anderen schwarzen Gegend sitzen muß!"

Damals trennte ich mich am nächsten Tage schon von meinem Freunde, reiste nach Frankreich und vergaß zu Paris alle Dreibundsorgen gründlich.

Zu Trouville traf ich unvermutet meinen Freund am Strande wieder. „Nun in schwarzen Ländern oder im Balkan scheinst du nicht zu sein," sagte ich zu ihm, als im wir Restaurant zusammensaßen und ein Frühstück eingenommen hatten, wie man es nur in Frankreich serviert erhält, und zu dem uns die kräftige Luft des Atlantik einen Appetit gemacht hatte, wie ihn selbst das komplizierteste norwegische Hors d'oeuvre nicht zu erzeugen vermag. „Hast du die Goldaffäre damals geklärt?"

„Ja," erwiderte er mir und sah mich mit einem doppelsinnigen Lächeln an. „Ja, durch meine Arbeit wurde der Frieden Europas bewahrt, der durch einige Plomben bedroht war."

„Plomben oder Bomben?“ fragte ich?

Wieder lächelte er, und mir fiel auf, wie wundervoll seine Zähne plombiert waren, sein ganzer Mund leuchtete von Gold.

„Zahnplomben, gab er mir zur Antwort, richtige Zahnplomben!

„Und das sollte einen Zusammenhang haben mit dem Goldmangel eines Großstaates?“

Mein Freund setzte jenes bekannte Lächeln auf, für das die Diplomaten ein Privilegium haben, und das sie bei alten weiblichen Exzellenzen lernen, die nur zu diesem Zwecke im Interesse des Staates Tees und Routs veranstalten und den jungen Herren dabei recht auf die Nerven fallen, um dies Lächeln zu erzeugen.

„Ich werde dir eine moderne Perspektive geben,“ sagte er, dann nahm er noch einen kleinen Schluck Kognak und begann:

„Unsere Agenten hatten in Erfahrung gebracht, daß alles italienische Gold seit längerer Zeit bis Mailand floß und dort von einem italienischen Bankier, der früher lange Jahre in New York gelebt hatte, abgehoben wurde. Aber über den weiteren Verbleib des Goldes wußte niemand etwas anzugeben. Die Polizei hatte, und das war die Hauptschwierigkeit, keine Berechtigung direkt einzuschreiten, da das Gold in ordnungsmäßiger Weise gekauft wurde.

Nur das eine stand fest, außer Landes war das Gold nicht gegangen, denn solche riesigen Vorräte gehen nicht so einfach undeklariert über die Grenze.

Der Verbleib des Goldes blieb jedoch geheimnisvoll.

Ich hatte mit meiner diplomatischen Laufbahn in gesitteten Ländern vollkommen abgeschlossen und suchte mich



noch in den letzten Tagen meines italienischen Aufenthaltes mit Schönheiten vollzusaugen.

Eines Abends lernte ich im Kurhause von Gardone einen deutsch-amerikanischen Herrn kennen, der viel durch seine exzentrischen Handlungen von sich reden machte. Mr. Siebenkamp hatte sich bei Sirmione eine Art Schloß gebaut, das wie ein Abbild des Partenons aussah, leider aber durch seine Kolossalformen die schöne Gegend sehr beeinträchtigte.

Doch im persönlichen Verkehr erwies sich der Herr sehr angenehm, und als er mich eines Tages zu sich auf seine Besitzung einlud, folgte ich dem freundlichen Anerbieten gern.

Damals nun machte ich die alte Erfahrung von neuem, daß man über etwas nicht eher urteilen darf, bevor man es genau kennt. Die Räume des riesigen Hauses, die Gartenanlagen, die Bäder in römischer Art, die dieser Milliardär mit verschwenderischer Pracht angelegt hatte, waren von selten gesehener Schönheit.

Durch einen mit Weinlaub umsponnenen Säulengang stiegen wir des Morgens von dem Palaste zum See hinunter.

Dort nahm uns eine kreisrunde Halle auf, die Oberlicht durch eine Kuppelöffnung empfing. Die ganze Halle war durch ein großes Bassin mit warmem Wasser ausgefüllt. Ringsum waren Nischen, die ausgezeichnet schöne Nachbildungen nach Antiken enthielten. Ein Bad in dem Bassin war wie ein zweiter süßerer Schlummer.

Hernach schritten wir in das Sudatorium, das aus den kostbarsten Steinen, weißem Marmor, grünem Malachit und schwarzem Porphyr gebildet war. Hier lagen wir auf Marmorbänken und schwitzten mit Genuß, wie alte genußfrohe Römer.

Das schönste erwartete aber den, der diese Herrlichkeiten zum ersten Male erlebte, nach der Massage, die von kräftigen, äthiopischen Frauen von schönstem Wuchse ausgeführt wurde. Da taten sich die Tore unmittelbar gegen den See zu auf, und man erblickte eine kleinere Bucht, die von einer schön geschwungenen Rampe aus weißem Marmor umgeben und so in das Bad mit einbezogen wurde. Jede Unebenheit, jedes Steinchen war aus dem Seegrunde entfernt worden. Weißer Meersand, der zu tausenden von Zentnern ausgeschüttet war, lag weich wie ein Teppich unter den Sohlen der Badenden. Ein stählernes Netz, das die äußersten Enden der Bucht verband, hielt den See ab, dies Wunderwerk allzubald zu zerstören.

Nach dem Bade konnte ein jeder der Gäste sein Frühstück einnehmen, wo es ihm behagte, denn auf dieser herrlichen Besitzung herrschte die größte denkbare Freiheit.

Ich ging gewöhnlich zu der Tiersammlung des Mr. Siebencamp, die zu den schönsten gehörte, die ich je gesehen habe. In den Zwingern hielt er Füchse, junge Löwen, junge Bären, die in drolligster Weise miteinander spielten. In großen Käfigen entfalteten Pfauen, Paradiesvögel und Papageien ihr glänzendes farbenprunkendes Gefieder. Einen herrlichen Panther besaß er, dem ein Platz von 11000 Quadratmetern zur Verfügung stand, die mit dem härtesten Kupferdrahtgeflecht eingegattert waren. Eine große sandige Arena war für zwei Kängurus bestimmt. Nicht sattsehen konnte ich mich an diesen graziösen Tieren mit den weichen dunklen melancholischen Augen, und an der unirdischen Art ihrer Fortbewegung, wenn sie sich pfeilgeschwind mit den Breitschwänzen über den Boden fortschnellten. Zwei wundervolle indische Schlangen, deren Namen ich vergessen habe, deren braun und grüngefleckte

schöne Haut aber noch immer in meiner Erinnerung ist, waren die Glanzstücke der Tiersammlung.

Bald hatte ich es heraus, daß mein Wirt eine Leidenschaft besaß, für alles was ihm schön erschien. Er trieb das soweit, daß er sogar Menschen sammelte. Leute, die ihm aus irgend einem Grunde gefielen, lud er zu Gaste und suchte sie bei sich zu behalten. So lebte ein junges schwedisches Ehepaar bereits seit zwei Jahren auf seiner Besitzung, weil er, wie er mir anvertraute, noch nie in seinem Leben so vollkommene Geschöpfe gesehen hatte. Und es waren in der Tat diese beiden Menschen zwei prachtvolle Vertreter der blonden skandinavischen Rasse. Einen jungen schlanken Nordfranzosen, den er in Mailand getroffen hatte, engagierte er zu seinem Buchhalter. Er hatte für diesen Herrn in Wahrheit nichts zu tun, doch mochte er den gefälligen Plauderer nicht missen. Zwei dunkle Russinnen weilten schon über ein Jahr dort und gestanden mir freimütig, sie wüßten nicht, wie seinerzeit der Herr dazu gekommen wäre, sie zu sich einzuladen, sie hätten ihn in Zürich nur ein paar Male gesehen.

Alle diese Menschen hatten etwas Gemeinsames, sie hatten alle wundervoll plombierte Zähne, und ich konnte manchesmal den Hausherrn beobachten, wenn ein Scherz oder ein Witz bei Tisch gemacht wurde, schaute er einem jeden ängstlich in den Mund.

Er hing außerordentlich an seinen Gästen, finster und unwirsch wurde er nur, wenn einer die Miene machte, abzureisen. Sein größter Schmerz war, als ein englischer Maler, den er zu Triest entdeckt hatte, plötzlich mit einer kürzlich aus Gardone übergesiedelten spanischen Witwe abreiste. Da sprach er von Verrat. Als ich ihm Vor-

stellungen machte, daß er doch die Leute nicht zwingen könne, immer bei ihm zu bleiben, lachte er verächtlich.

Ich konnte mir dies Verhalten des Sonderlings lange nicht erklären, bis ich eines Tages etwas erlebte, das mir einen weiten Ausblick gab!

Eines Abends verhinderten mich heftige Zahnschmerzen, die Abendtafel aufzusuchen. Mein höflicher Wirt suchte mich selbst auf und fragte mich nach dem Grunde meiner Abwesenheit. Ich entschuldigte mich mit meinem Leiden. Da umarmte er mich fast vor Freude, versicherte mir mit funkelnden Augen, mir solle geholfen werden, straks, in dieser Stunde noch und führte mich eilends in sein Arbeitszimmer. Hier öffnete er eine kleine Tür, und durch diese schob er mich in einen entzückend eingerichteten Raum in das ganz aus weißen Kacheln errichtete Operationszimmer eines modernen Zahnarztes. Im Nu hatte der hagere, lange Mensch seinen Smoking abgestreift, einen weißen Operationsmantel übergeworfen. Seinen langen roten Bart knüpfte er in eine weiße Binde und bat mich alsdann, meinen Mund zu öffnen.

Ehe ich noch recht wußte, was mir geschah, arbeitete er in meinem Gebisse. Ich fühlte den Schmerz ersterben. Als er die Arbeit beendet hatte, konnte ich mit Genuß an der Abendgesellschaft teilnehmen.

Nun aber ließ er nicht nach mit Drängen und Bitten. Acht Abende mußte ich ihm in das Kabinett folgen, und in der Folge überzog er mir, da ich ihm nicht widerstehen konnte, mein ganzes Gebiß mit Gold.

Als der Milliardär mit seiner Arbeit fertig geworden war, fragte ich ihn, wie er sich diese Kunst erworben hätte. Er erzählte mir, das wäre eine sonderbare Leidenschaft von ihm, die ihn aber über viele schwere Stunden in

seinem Leben hinweggeholfen hätte. „Sehen Sie, ich begleitete eines Tages einen Freund zum Zahnarzt, und mußte, da der Gehilfe nicht da war, einige Handreichungen leisten. Seit diesem Tage faßte mich der unbezwingliche Wunsch, Zahnkunde zu studieren. Nach der Börse war es meine Erholung, den weißen Kittel umzulegen und den Beruf eines Menschenfreundes auszuüben. Und warum sollte ich dies nicht tun, andere lieben die Musik, die ebenso nervenzerrüttend ist wie Zahnziehen, wieder andere sitzen fünf Stunden still auf einem unbequemen Sitze im Theater, noch andere können sich gar nicht genug tun, die tabakvergiftete Atmosphäre eines Bierlokales einzuatmen, ich fand meine Freude in dem kleinen sauberen Zimmer."

„War Ihr Vater etwa Zahnarzt?" fragte ich, da ich mir diese Vorliebe nicht zu erklären vermochte.

„Nein, mein Vater nicht, aber mein Großvater besaß einen großen Ruf als Zahnheilkundiger, aber meinen Großvater habe ich nie gekannt."

Von nun ab unterhielt er mich öfter des längeren über seine Leidenschaft. Er beschrieb mir das Vergnügen, das er empfände, wenn er schöne Zähne sähe, und das größere Vergnügen, häßliche Zähne durch Goldplomben zu ersetzen. Aber im ganzen waren ihm die Goldgebisse doch lieber, weil sie nicht so der Vergänglichkeit ausgesetzt wären, wie die natürlichen Gebisse. Haben Sie keine Lust mein Gehilfe zu werden, fragte er mich eines Tages. Als ich ihm lächelnd erwiderte, ich könne seine Leidenschaft zwar vollkommen mitempfinden, aber zu teilen vermöchte ich sie nicht, verhieß er mir mit der geheimnisvollsten Miene, ich sollte in den nächsten Tagen etwas zu sehen bekommen, ein Gebiß von so außerordentlicher Art, an dem er schon

über ein halbes Jahr arbeite, daß ich mich sicherlich zu seiner Ansicht bekehren würde.

Drei Tage nach dieser letzten Unterredung nahm er mich am Abend beiseite, und ich merkte an seinem ganzen Wesen, daß er etwas Besonderes mit mir vorhatte.

Wir stiegen in ein leicht fahrendes Ruderboot und fuhren die Küste entlang.

„Welches neue Wunder gedenken Sie mir heute zu zeigen?" fragte ich den Amerikaner.

„Das schönste Goldgebiß dieser Erde," lautete die Antwort.

Schweigend ruderten wir mit langsamen Schlägen über das Wasser, das sich schäumend vor dem andrängenden Lug des Bootes teilte. Im roten Abendglanze reckte sich die edele Kegelform des Rocca di Garda in den weißblauen Himmel, und der schneebeglänzte Gipfel des Monte Baldo erglühte.

Wir umfuhren die Spitze der Bucht, in der sich das Bad befand, und umruderten die Besitzung des Amerikaners.

Da öffnete sich wieder eine kleinere Bucht, wir näherten uns dem Strande, und das Geriesel von kleinen Wellen, die von Steinen zurücklaufen, drang an mein Ohr.

Der Uferstrand war nicht zu erkennen, denn am Rande des Wassers war eine Segelwand von etwa 100 Meter Länge errichtet.

Der Amerikaner pfiff.

Da ward die Segelwand zurückgezogen, — und plötzlich war es mir, als sendeten die Ufersteine Tausende und Tausende von glänzenden, glühenden Strahlen aus.

Langsam gewöhnte sich mein Blick an die grelle Blendung, und dann — — konnte ich meinen Augen trauen, war es ein Spiel meiner überspannten Phantasie, das waren

doch Zähne, die ich da erblickte. Wirklich diese Küste schien auf 100 Meter Länge den mächtigen goldenen Unterkiefer eines Riesen darzustellen, der sich energisch und gierig in den See verschob.

„Wunderbar!" stieß ich heraus, und gebrauchte unwillkürlich, wie es jeder andere getan hätte, den banalsten Ausdruck für meine größte Überraschung.

„Ist es nicht herrlich, ist es nicht erhaben?" rief Siebencamp und reckte seine lange Gestalt in den Himmel empor. „Haben Sie je etwas der Art gesehen?! Es ist der schönste Unterkiefer, den die Erde besitzt. Nun wollen Sie noch immer nicht mein Gehilfe werden, überwältigt Sie das nicht?"

„Schweigend blieb ich sitzen, ich kam mir vor wie eine Traumfigur im Gehirne eines Irren.

Wir stießen ans Land. Neben dem äußersten linken Eckzahn machten wir das Boot fest und stiegen ans Ufer.

Triumphierend schritt Siebencamp über die ganze Zahnreihe, und nun erst erkannte ich ihre ungeheure Größe. Ein jeder Zahn hatte fast Manneshöhe, und die Wurzelbreite maß an anderthalb Meter.

Endlich stieg auch ich aus und fragte den Amerikaner ganz verschüchtert: „Ja aber wie sind Sie auf diese Idee nur gekommen?"

„Oh," sagte er, „ich ging öfter von meinem Garten hierherüber spazieren, und da sah ich wie schrecklich kariös hier die arme Küste war. Ich habe das nicht mehr ertragen können; wenn ich das Wasser emporlaufen hörte, war es mir immer als höre ich einen Zahnkranken wimmern, und da faßte ich den Entschluß, mit dem Jammer ein Ende zu machen. Eines Tages bin ich daran gegangen und habe die Küste plombiert."

„Wieviel Zentner Gold sind dabei draufgegangen?" fragte ich endlich entgeistert.

„Genug! genug!" schrie der Mr. Siebencamp und sprang vom letzten Kauzahn auf den ersten Vorderzahn links. „Es ist solide Arbeit, dauerhafte Arbeit, eine Arbeit, mit der ich zufrieden bin. Der ganze Gaumen besteht aus Gold, das wird halten, oder zweifeln Sie daran."

Plötzlich schoß mir die erleuchtende Idee durch den Kopf, das ist das Gold, das dem italienischen Staate entzogen ist, um dieses Gold wäre fast ein europäischer Krieg ausgebrochen.

„Wer hat Ihnen das Gold beschafft?" fragte ich endlich zaghaft, um mich zu vergewissern.

„Ach, das Gold war ja nur Bagatelle, war ja nur der Rohstoff," schrie Siebencamp ganz aufgeregt, „haben Sie denn gar kein Verständnis für die zahntechnische Leistung! Das Gold hat mir ein alter Geschäftsfreund aus New York, der jetzt in Mailand lebt, beschafft, das war doch auf ganz natürliche Weise zu haben." —

Und plötzlich sprang Siebencamp zu mir, der ich noch ganz fassungslos dastand zu, zerrte mich wieder und wieder über die Zähne und machte mich auf alle Finessen des Gebisses aufmerksam, während mein armes Hirn schon an einen vertraulichen Bericht für meinen Chef arbeitete. Denn diese absolute Tatsache plausibel auseinander zu setzen war kein leichtes Stück Diplomatenarbeit.

Noch am Abend sandte ich den Bericht ab und erhielt darauf sofort ein Telegramm, nach dessen Empfang ich nicht im Unklaren blieb, man glaubte ich wäre vom plötzlichen Irrsinne befallen.

Aber ein neuer Spaziergang mit Siebencamp über die Goldplomben der Küste gab mir das Vertrauen in meine

ungetrübten Verstandskräfte wieder und ich telegraphierte meinerseits ganz energisch zurück, ich wäre durchaus nicht irrsinnig, man möchte den Fall untersuchen.

Alle Nöte der nun folgenden nächsten Wochen kann ich dir nicht erzählen. Eine Kommission kam, um angeblich eine Vermessung der Siebencampschen Grundstücke zu unternehmen. Der Amerikaner gab diese Vermessung durchaus nicht zu.

Er bemerkte es übel, daß sich fremde Menschen seiner Besitzung näherten, und ließ durch ergebene Diener den ganzen Umkreis auf das sorgfältigste bewachen.

Ich suchte ihm zu suggerieren, er möchte doch auch anderen Leuten den Genuß zuteil werden lassen, das Wunder zu besichtigen, doch er meinte, andere Leute verständen von diesen Dingen nichts. Ich erhielt vom Auswärtigen Amte den kategorischen Bescheid, augenblicklich heim zu fahren, und es blieb mir nichts weiter übrig, ich mußte den Amerikaner verlassen.

Mit tiefer Trauer untersucht Siebencamp zum letzten Male meine Zähne und begleitet mich bis Gardone. Am Nebentisch von uns saß eine Gesellschaft von französischen Automobilfahrern, die der Amerikaner aufgeregt betrachtete.

„Sehen Sie nur," flüsterte er mir zu, „was diese Menschen für entsetzlich kariöse Zähne haben. Dieser Anblick ist nicht erträglich für mich! Und sonst sind es schöne, elegante Menschen. Gerade an den Zähnen fehlt es ihnen."

Das waren die letzten Worte, die ich von Siebencamp vernahm.

Als ich wieder in unserem Bureau des Auswärtigen Amtes war und meinem Chef meinen Bericht machte, schloß sich mir sofort ein dort anwesender, mir unbekannter Herr an, der mir unterwegs freundschaftlich mitteilte,

ich möchte doch dringend eine Kaltwasserheilanstalt aufsuchen.

„Ich protestierte eifrig dagegen, wurde aber am Nachmittage von meinem Chef bedeutet, ja dem ärztlichen Rate zu folgen."

„Was sollte ich tun!" Ich reiste in eine Anstalt, um zunächst Zeit zu gewinnen. Doch bereits am dritten Tag, wurde ich eilend zurückberufen. Der Chef schüttelte mir die Hand und erklärte mir, alles habe sich befriedigend gelöst. Darauf ward ich zur Gesandtschaft nach Paris versetzt, wo ich mich sehr wohl befinde, wie du dir denken kannst!"

„Und was ward aus Siebencamp!" sagte ich, erregt von der unglaublichen Erzählung.

„Siebencamp? Siebencamp hatte die französischen Automobilisten, als sie in der Nacht an seiner Besitzung vorbeikamen, aufhalten lassen und ihnen die Zähne gewaltsam plombiert. Er hatte seinem Triebe nicht widerstehen können. Dies gab der italienischen Regierung, die von Wien aus verständigt war, Grund gegen ihn einzuschreiten. Die ganze Besitzung Siebencamps wurde untersucht, die plombierte Küste ward gefunden, Siebenkamp als lästiger Ausländer ausgewiesen."

„Und wie nahm er das auf?"

„Du fragst mich zuviel, alter Junge," gab mir mein diplomatischer Freund zur Antwort. „Ich hatte das Interesse an Siebencamp, nach dem die politischen Verwicklungen entwirrt waren, selbstverständlich verloren. Ich habe mich um den Mann nicht mehr gekümmert!"

„Ich wäre diesem sonderlichen Menschen weiter nachgegangen!"

Mein Freund lächelte sehr fein. „Ein oberstes Gesetz aller Diplomatie ist es," erwiderte er, „sich nicht unnütz



an Menschen und Geschehnisse zu vergeuden. Für meine Mission war der Fall beendet!"

„Warum aber wurde dieser Fall nie bekannt gegeben! In keiner Zeitung stand diese Erklärung der italienischen Goldnot zu lesen!"

„Das Volk erfährt nie die ungeschminkten Tatsachen! Es würde ja viel zu leicht an der Weisheit der Regierenden irre werden. Bedenke doch, wie das die Massen erregen würde, wenn sie wüßten, daß ein von Manie befallener Milliardär den Credit eines Großstaates erschüttern kann!"

„Ich verstehe," sagte ich, „aber dennoch, ich halte es für Menschenpflicht, das zu veröffentlichen!"

„Versuche es, und ein Dementi wird prompt erfolgen! Da kannst du dann ja sehen, wem man glauben wird, dir oder der offiziösen mit Dokumenten gepanzerten Ansicht."

„Ja aber — — —"

„Überhaupt, ich sage dir hiermit ausdrücklich, daß ich dir eine Erklärung gegeben habe, weil du mich auf jene alten Dinge brachtest! Genug! Dringe nicht weiter in mich! Ich erkläre alles für eine der Phantasien nach Tisch, zwischen Kaffee und Kognak.

Und mit ehernem, unbeweglichem Gesicht zündete sich mein diplomatischer Freund seine Zigarette an, und sprach von den jüngst aus Paris angekommenen Damen.

Das Gastmahl der Frau v. Fleury

Zur Zeit, da Bonaparte es unternahm, die Republik Frankreich in das Kaisertum umzuschmelzen, fand in Paris ein Gastmahl statt, das noch lange hernach die Gemüter und Zungen in Erregung hielt, in der Folge aber, wie so manches andere über dem Kanonendonner von Austerlitz und Jena vergessen ward.

An jenem vielbesprochenen Abend hatten sich fünf Herren um die ovale Tafel im Speisesaale der Frau von Fleury versammelt und saßen, ohne ein großes Behagen zu zeigen, in den bequemen, tiefen Sesseln aus der Zeit des fünfzehnten Ludwig.

Bereits beim Eintritte war es ihnen aufgefallen, daß keine Dame geladen war. Dieses Befremden verwandelte sich in ein Gefühl von Beengtheit und Scham, als sie sich zum Speisen niederließen und einander musterten; denn ein jeder von ihnen hatte eine zeitlang die Gunst der Frau von Fleury genossen, und sah sich zu seiner Überraschung am heutigen Abend mit seinen Vorläufern und Rivalen an einem Tische.

Das weiche Licht der Wachskerzen, das zitternd vom Kristalle der venetianischen Glaskrone herabfloß, sich über die weiße Fläche des Tischtuches ausbreitete, in den Gläsern und Kelchen blitzte, auf dem Porzellan und Silbergerät schimmerte und die Blumen der Vasen zu starkem Leuchten brachte, vereinte die Köpfe der Gesellschaft zu einem Bilde, in dem das bleiche Gesicht der Frau von Fleury mit den dunklen Augen und dem krausen, schwarzen Haare im Mittelpunkte stand.

Fest schmiegte sie sich in ihren großen Sessel, der mit violettem Creton überzogen war. Ein leises Beben ihres

schlanken Körpers ließ das tiefgrüne Atlaskleid, das sie im römischen Geschmacke jener Tage trug, leicht knistern, sodaß es einem spöttischen Kichern glich.

„Sie können es nicht erraten, warum ich Sie geladen habe?" fragte sie endlich die schweigenden Herren, die beim Klange der klaren Frauenstimme aufschraken, ihre großen Köpfe vorstreckten und einander mißtrauisch und verlegen anschauten, als ahnten sie eine verborgene Schelmerei.

Nichts kann ja Männer mehr reizen, als wenn sie nicht von Frauen tiefernst genommen werden. In jedem Augenblicke wollen sie ihre Daseinsnotwendigkeit erwiesen sehen. So will es der Stolz oder die — Eitelkeit.

Dieses allgemeine männliche Mißtrauen wurde noch verstärkt durch die Erfahrung, die ein jeder mit dem Charakter und den Streichen der liebenswürdigen Wirtin gemacht hatte, die mit lachender Grazie stets die tollsten Ereignisse aus dem Strudel ihres wechselvollen Lebens heraufbeschwor.

Ihr Lachen, das berühmt war, hatte sie nie verloren, selbst damals nicht, da sie, die Herzogin von Fleury, auf Tod und Leben angeklagt, in La Force gefangen saß. Lachend hatte sie ihre Ehe gelöst, als es nicht mehr standesgemäß und empfehlenswert war, einen Herzog zum Gemahle zu haben, selbst wenn man sich um diesen Gemahl wie zurzeit des Königtumes nur wenig kümmerte. Lachend hatte „Claire la Rieuse", wie sie zurzeit des Konventes und des Direktoriums hieß, nach dem Grundsatze „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" gelebt, und mit dem gleichen Lachen hatte sie erst vor kurzem öffentlich erklärt, da wieder feste Lebensverhältnisse Mode würden, so wolle auch sie sich der Zeit anpassen und eine neue Ehe schließen.

Unter den vielen Bewerbern, die dieser Ausspruch in die Nähe der Frau von Fleury lockte, befanden sich auch ihre fünf Gäste vom heutigen Abend, denn keiner von ihnen hatte die Tage vergessen, die ihm diese Frau einst schenkte. Auch jetzt fühlte sich ein jeder von ihnen ausgezeichnet, und so saßen sie denn alle fünf erwartungsvoll und gespannt in dem großen Gemache, dessen Möbel an die üppigen Zeiten des glanzvollen Königtumes und an den starren Ernst der großen Republik gemahnten.

Eine Stutzuhr auf einem Pfeilertischchen in der Ecke tat neun perlende Schläge, und unter Glöckchengeläute fuhr neunmal ein Liebespaar im Schlitten um einen Fliederbusch aus Porzellan.

Da sprach Frau von Fleury mit halbgeschlossenen Augen, während sie die roten Lippen nur leise bewegte: „Meine Freunde, Sie kennen alle meinen Entschluß. Allein durch eifriges Studium der Schriften des Herrn von Buffon ist mir bekannt, daß nach der Hochzeit die meisten Tiere ihr glänzendes Freierkleid abzuwerfen pflegen. Ich möchte ein Gleiches nicht bei den Menschen erfahren. Nun hatte ich früher Gelegenheit, Ihre Vorzüge sich bewähren zu sehen, meine Freunde. Gegen einen jeden von Ihnen hege ich Gefühle der Dankbarkeit: Sie, La Barre, haben mich vor dem Revolutionstribunal verteidigt und setzten sich damit selbst einer Anklage aus. Sie, Délille, haben meine Scheidung durchgesetzt und mir meine Güter bewahrt. Sie, Osmond, haben sich meiner Finanzen angenommen, und ich verdanke Ihnen soviel, daß ich's nicht weiß! Sie, Oberst Friant, haben sich dreimal für mich geschlagen und meinem Rufe wieder Klang verschafft! Und Sie, Bourrienne, endlich haben erst vor kurzem den ersten Konsul bewogen, einen Ausweisungsbefehl gegen mich

zurückzunehmen. Darum nun will ich einen von Ihnen zum Gatten erwählen, und das heutige Gastmahl soll die Entscheidung bringen. Da ich aber keinen von Ihnen je bei mir missen möchte, so müßte die Haupttugend meines Gatten das Gegenteil von Eifersucht sein!"

Nach diesen Worten ließ La Barre, der auf der rechten Seite der Frau von Fleury saß, seinen mächtigen, von schwarzen Locken umstarrten Kopf sinken, verschob die Unterlippe nach links und hielt sie mit seinen starken, gelben Zähnen fest. Die rechte Hand steckte er in das Jabot seines blauen Bürgerrockes. Diese Haltung bedeutete in den Zeiten, da er dem Wohlfahrtsausschusse angehörte, den unfehlbaren Tod eines Angeklagten. Osmonds grünliche Augen wurden klein und schillernd. Rote Flecke wuchsen auf seinen Wangenknochen empor, wie an Tagen, da ein großes Finanzgeschäft sein Hirn zum Sieden brachte. Bourrienne nahm das gespannte Gesicht und die steife Haltung an, die den Besuchern des ersten Konsuls schon im Vorzimmer verriet, daß bei Bonaparte ein Wutanfall im Anzug wäre. Friant, der von der Sonne Ägyptens dunkelbraun gebrannte Husarenoberst, verfärbte sich, sodaß sein Gesicht olivengrün erschien. Hochauf reckte er sich im Sessel in seiner rot und silbernen Uniform, und seine sehnige Faust riß am Schnauzbart, während sein vierkantiger Schädel, dessen Stirn von einem Mamelukensäbel gespalten war, sich ruckweise von einem der Gäste zum andern drehte, als wären das ebensoviel Batterien: die er zu attakieren hätte. Délille aber, der große Zivilanwalt, war gänzlich in sich zusammengekrochen, wie ein Igel, der sich unsicher fühlt. Mit der linken Hand verdeckte er sein blasses, feingeschnittenes Gesicht, sodaß er fast zaghaft erschien.

Als gälte es nur eine lange Gesprächspause abzukürzen, wandte sich Frau von Fleury an Délille und fragte ihn: „Haben Sie so schlechte Erfahrungen mit mir gemacht, mein Freund, daß es Sie erschrecken könnte, mich zur Frau zu gewinnen?"

Der große Zivilanwalt ließ die Hand vom Gesicht sinken, ward rot wie ein Mädchen, dem ein Geheimnis entrissen wird, und vermochte nichts zu antworten. Seine Verlegenheit gab den vier andern Mut und Worte: „Délille liebt keine Frau, nur fette Prozesse!" — — „Délille vermeint, er wäre noch immer Abbé und Célibataire wie im Jahre I." — „Delille ist zu schüchtern!" sprudelte ein Mund wie der andere unter Gelächter, während Frau von Fleury mit verletzendem Mitleid den Unglücklichen betrachtete, der nur mühsam zu seiner Verteidigung gelangte:

„Madame! Ich bin über Ihre Rede erschrocken, weil ich Gastronom bin," vermochte er endlich zu äußern, dann aber schnitt ihm ein Lachausbruch der Gesellschaft das Wort von neuem ab. Allein jetzt zeigte Délille eine unerschütterliche Sicherheit. „Bitte!" sagte er, „es handelt sich für mich um eines der wichtigsten Lebensprinzipien. Die erste Regel zum genußvollen Tafeln gebietet, sich ohne Absicht, Vorsatz oder Geschäft am Tische niederzulassen, um den Gaumen zu letzen. Der Voreingenommene vermag nie ein Kunstwerk in sich aufzunehmen! Geist, Grazie und Frauenschönheit sollen nur die Reize der Zunge erhöhen helfen. Madame, Ihre Worte haben mich erschüttert, weil sie den heiligsten Gesetzen der Feinschmeckerei entgegen sind! Doch wenn Sie es gestatten, will ich zu vergessen suchen, was Sie sagten, und genießen, als wäre ich nur zu erlesenen Speisen geladen!"

Die Herren sahen einander an, sie wußten nicht, was diese ernsthaft vorgetragene kleine Rede bedeuten sollte, die ihnen einen Verzicht zu enthalten schien. Frau von Fleury aber antwortete lachend: „Tun Sie, was Ihnen behagt! Sie sollen sich ganz so geben, wie Ihnen Ihr Wesen gebietet!"

Diese Erklärung der Hausherrin schien Délille aus der engeren Wahl auszuschalten. Das Gefühl, daß nunmehr ein Rivale weniger sei, belebte die übrigen Gegner, die sich mit heller blitzenden Augen maßen, alle glänzenden Pfauenfedern ihres Mannestums entfalteten und aufs liebenswürdigste die umworbene Dame zu unterhalten suchten, jeder in seiner Art: Friant ungestüm und laut, wie es Offiziere zu tun pflegen, Osmond gewandt als vielerfahrener Weltmann, La Barre in schwerfälliger Weise, die den bedeutenden Mann verriet, dem es sauer wird, sich leicht zu geben, und Bourrienne endlich in einer leisen, ein wenig steifen, höfischen Manier.

So entfaltete sich eine reich belebte Konversation, die nichts anderes als eine lange Huldigung für die Damen des Hauses bedeutete. Jeder bemühte sich, Frau von Fleury zu gewinnen und zu erheitern, und sie genoß die verborgne Zärtlichkeit dieser Männerstimmen und den Geist, der ihr verschwenderisch dargebracht ward, mit natürlicher Fröhlichkeit. Eine leichte spöttische Verachtung zeigte ihr Blick nur, wenn er Délille streifte, der andächtig ein leckeres Stück gerösteten Salm aß und liebevoll seine Zunge dazu mit einem guten, alten Rheinwein befeuchtete, während er ihr Blicke reinster Dankbarkeit für diese Genüsse zuwarf.

Die andern verschmähten es im Eifer der Unterhaltung, acht zu geben auf die Speisen und den Wein, den sie schnell

hinunterstürzten, nur um die Trockenheit der Kehlen zu bekämpfen. Mit stärker erhobenen Stimmen begannen sie aufeinander einzusprechen, allgemach wurden sie rücksichtsloser, ein jeder trachtete danach, den anderen beiseite zu schieben und den eigenen Glanz nach Kräften zu zeigen.

Zweimal hatte der brave Oberst Friant schon versucht, von arabischen Pferden und von Mameluken zu erzählen, denn er hoffte dabei die Geschichte seiner Verwundung anzubringen, durch die er schon die Gefühle mancher Dame für sich gewonnen hatte.

Allein das erstemal wurde er, als er im besten Zuge war, von Osmond unterbrochen, der behauptete, englische Pferde wären viel besser als arabische, und aus diesem Grunde hätte er sich vier englische Pferde gekauft, von denen eines weich ginge wie eine Sänfte. Dieses Tier der Dame des Hauses zu überlassen, würde ihm eine Freude sein.

La Barre hatte das stumm mitangehört. Da er sich über den unleugbaren Vorteil ärgerte, den der Bankier in seinem Reichtum besaß, so fragte er ihn kalt, ob die Pferde mit dem Golde beschlagen seien, das Osmond in so großer Menge während der trüben Zeiten gefischt habe.

Eben noch hatte der Finanzmann die Situation beherrscht, jetzt fühlte er sich sinken und wurde darüber braunrot vor Zorn. Doch eine Antwort vermochte er dem strengen Republikaner, dessen katonische Ehrlichkeit unantastbar war, nicht zu geben.

Bourrienne, der die Phasen dieses Dreigefechtes klar überschaute, spürte, daß auch der eben triumphierende La Barre sich durch seine republikanische Plumpheit eine gleiche Schlappe zugezogen habe, wie Oberst Friant durch seine geistige Unbehilflichkeit und Osmond durch sein über-

mäßiges Vertrauen auf seinen Reichtum. Doch begnügte er sich damit, den Vorteil, der ihm so wie von selbst erwuchs, nur durch ein spöttisches Lächeln auszunutzen, das er Frau von Fleury zeigte.

Indessen begann Friant mit der Hartnäckigkeit des erprobten Soldaten abermals von den Mameluken zu erzählen. La Barre, den diese Wiederholung reizte, lachte trocken auf. Friant brach verwirrt ab. Nun ergriff Bourrienne die Gelegenheit und erzählte mit leichter Bosheit gegen Friant von den Heldentaten, die Ali, der Leibmameluk Napoleons, vollbracht hätte. Doch jede Wirkung dieser Erzählung ward durch La Barre lakonisch zerschmettert: er habe Ali immer für einen gefärbten Gaskogner gehalten.

Damit war der erste Strom der Reden versiegt, und die vier Gegner lagen schwer atmend zurückgelehnt in ihren Stühlen, wie Fische, die auf den sommerlich heißen Strand des Meeres geworfen sind.

Der Blick der Frau von Fleury, der im Kreise wanderte, fiel auf den immer noch ruhig und behaglich genießenden Délille. Der fing den Blick auf und sagte gelassen: „Wie Sie sehen, benutze ich die anregenden Gespräche unserer Freunde, um mich ganz in die Mysterien dieser Wachteln zu versenken. Sie sind fett und mit den herrlichsten Kräutern der Pyrenäenprovinzen gefüllt, und machen dem Geschmacke der liebenswürdigen Wirtin die größte Ehre!"

Diese Äußerung störte die andern aus ihrer Ruhe wieder auf.

Mit Witz, Spott, Gelächter fielen sie über Délille, den Esser, den Genießer, den Pfaffen her.

Der Angegriffene ertrug das lächelnd und bemerkte ruhig: „Es freut mich, daß mein kleines Laster zu Ihrer

Erheiterung beiträgt. Ein jeder soll ja für die Gesellschaft sein Opfer darbringen. Ich tue es gern und habe noch den Gewinn, daß Sie mit jedem Worte einen Wachtelbissen verlieren!"

Allein im Sturme des Gesprächs ging seine Entgegnung unter. Jeder der andern redete nur noch von sich, ausschließlich von sich. „Ich werde demnächst Brigadier," schwur Friant. „Ich mache das größte Geschäft meines Lebens," versicherte Osmond. „Ich habe das Vertrauen Bonapartes," erklärte Bourrienne. „Ich erhalte das Portefeuille der Justiz," behauptete La Barre.

Délille sagte nur: „Daß man Capaunenhaut mit süßen Mandeln unterlegt, ist mir neu. Es ist geistreich wie ein Wort Chamforts!"

Viel Wein wurde getrunken, und die Augen wurden starr und wild.

Friant begann mit der sehnigen Faust auf den Tisch zu schlagen. Osmond stützte die linke Hand in die Hüfte und ließ sich gehen wie auf einer Auktion, wo sein Geldsack alles entschied. La Barre trommelte auf dem Tischtuche die Marseillaise, warf ein Glas Burgunder um und zuckte mit den Mundwinkeln. Bourrienne aber hatte vor sich einen großen Haufen Brot zerkrümmelt. Er war totenblaß, als hätte er siebzehn Stunden mit dem ersten Konsul durchgearbeitet. Seine schwache Lunge war gänzlich erschöpft, und um seinen Zustand zu verbergen, hörte er Délille geduldig zu, der ihm umständlich die neuesten Zubereitungsarten der Seezunge erklärte.

„Steht Ihnen nur das eine gastronomische Thema heute zu Gebote, mein Freund," rief Frau von Fleury dem Feinschmecker laut über den Tisch zu, während sich die andern gegenseitig anschrien.

„Kann man einem erlesenen Mahle eine größere Ehre antun, als von Gastronomie zu reden?" rief Délille in das allgemeine Getöse mit Stentorstimme zurück. „Soeben erprobte ich dieses entzückende Gericht aus Karpfenmilch, Thunfisch und Hühnereiern. Ihr Romans aus dem Jahre 74 wird dadurch gehoben, wie ein blendendweißer Frauennacken durch ein schwarzes Kleid!"

„Sie wissen, was man zur rechten Zeit verbinden soll!" rief ihm Frau von Fleury wieder als Antwort zurück. Dann aber zwang sie der Lärm der andern Tafelgenossen zu schweigen. Denn diese hatten kaum noch Augen für die Frau, die sie geladen, die all die Hitze entfacht hatte, so waren sie ineinander verbissen. Verletzte Eitelkeit, Unbeherrschtheit, Wut sprachen aus ihren zuckenden Mienen. „Ich! Ich! Ich!" scholl es aus jedem Worte. Ihre Achseln arbeiteten, ihre Ellenbogen wippten wie die Flügel bei Hähnen, die aufeinander loshacken wollen.

Bourrienne, dem das Durcheinander von Stimmen auf die Nerven fiel, vermochte seine lang behauptete, erzwungene Ruhe endlich nicht mehr zu meistern. Seine erhobene Stimme schnitt scharf in das Wortgewühl: „Meine Herren, etwas ruhiger dürften wir in Gegenwart einer Dame schon reden!"

Da erhob sich ein allgemeiner Sturm wider ihn und seine Anmaßung. In wenigen Minuten war er mit Worten zugedeckt, mit Vorwürfen erdrosselt und niedergeworfen, so daß er mit gesenktem Kopfe dasaß wie ein abgekämpfter Hahn, der den Todesstoß erwartet.

Gleich darnach sank auch der Finanzmann erschöpft in seinen Sessel zurück. Die Röte seines Gesichtes hatte sich völlig in den beiden brennend roten Flecken unter seinen

verkniffenen Augen gesammelt, sodaß es schien, als wären seine Augen auf seine Backen gelaufen.

Friant hatte aber in seiner Trunkenheit die Gewalt der Kommandostimme wiedergefunden, die Schwadronen zu lenken gewohnt war. Seine knappen, wilden Worte zerschnitten die langen, volltönenden Worte des großen Demagogen La Barre wie Kartätschen einen anstürmenden Volkshaufen.

Sie redeten beide oft zu gleicher Zeit. Immer hitziger wurden sie. Kein Wort wurde mehr gehört, nur noch die Energie der Stimmen war vernehmbar. Und dann geschah, was sich niemand hernach mehr zu erklären vermochte: La Barre sprang auf und wollte Friant einen Teller an den Kopf schleudern. Friant wich aus, stieß den Sessel zurück, auf dem er saß, und legte die Hand an den Ehrensäbel, den er bei Marengo errungen.

Alle Tafelgenossen fuhren von ihren Sitzen empor.

In Ehrfurcht heischender Haltung trat die ehemalige Herzogin von Fleury vor den maßlosen Obersten, schaute ihn groß an und hielt mit ihrer weißen Hand die rote Faust fest, die schon den Degenknauf umklammerte.

Friant durchrieselte es bei dieser Berührung. Die Kühle der Frauenhand, die er auf seiner vor Zorn und Weinhitze fast berstenden Haut ruhen fühlte, brachte ihn zur Besinnung. Er stotterte eine Entschuldigung.

Die Herzogin schüttelte den Kopf.

„Meine Freunde," sagte sie mit einer Stimme, die vor Erregung tiefe Töne fand. „Ich allein muß mir die Schuld zumessen, denn jetzt erst sehe ich: eine Chimäre war es, dieses Gastmahl zu geben. Darum bitte ich Sie beide, Friant, La Barre, legen Sie alles mir zur Last und versöhnen Sie sich."

Mit zusammengepreßten Lippen reichten sich die beiden Gegner die Hand.

„Ich meine, Madame, es wäre jetzt für uns alle an der Zeit, uns zurückzuziehen," bemerkte Bourrienne formell.

„Wie es Ihnen beliebt!" erwiderte Frau von Fleury. „Nur Sie, Délille, möchte ich bitten, mir noch Gesellschaft zu leisten!"

Verblüfft schauten die vier Herren einander an.

Frau von Fleury lächelte leise.

Da begriffen sie, daß Délille die Hand der Frau, um die sie geworben, errungen hatte. Und aller Blicke richteten sich auf den Sieger.

Allein dieser hatte den Kopf gesenkt, so daß seine Miene nicht zu erkennen war.

In dieser Stellung verharrte er auch noch, als sich die Tür hinter den andern geschlossen hatte und er sich mit Frau von Fleury allein befand.

Die Dame sah ihn an, ging auf ihn zu, nahm seinen Kopf in beide Hände, so daß sie sich beide in die Augen sahen. Lächelnd fragte sie: „Woran müssen Sie denken, mein Freund?"

Délille seufzte, ergriff die beiden Hände der Frau von Fleury, küßte sie und sagte: „Ich fürchte, Sie täuschen sich in den Männern und in mir!"

Mit schelmischem Ernste ließ sich die schöne Frau in einen Sessel sinken und warf ihrem Partner spielend die Worte zu: „Ich denke, einige Kenntnis der Männer in meinem Leben erworben zu haben. Ich gestehe Ihnen, Ihre Kunst, zu genießen und feinste Reize zu entdecken, bewiesen mir am heutigen Abend, daß Sie frei sind von Eifersucht und Eitelkeit. Glauben Sie, mein Freund, wir

Frauen sehen den Appetit der Männer auch sonst ohne Grund nicht ungern!"

Délille schüttelte den Kopf. „Sie schätzen mich zu hoch ein, Madame! Der Appetit eines Mannes kann nie seine Eifersucht überwinden!"

„Aber Sie haben es bewiesen, Délille!"

„Verzeihung, ich habe Sie getäuscht! Ich war gepanzert, während die andern ihre Wunden nackt empfingen!"

„Was hatte Sie gepanzert, Délille!"

„Eine Verheißung, Madame!"

„Eine Verheißung? Und von wem?"

„Ich bin zu Schweigen verpflichtet! — — Frau von Fleury, glauben Sie mir, ich hatte verzweifelt, Sie jemals zu erringen. Ich litt! Aber der lose, kleine Gott, dem wir alle gehorchen, ließ mich Heilung finden! — Ich werde heute nacht erwartet!"

Truelsens Ovelgönne

Unser Landfuhrwerk trottete langsam durch den aufgeweichten Schlick der Landstraße zwischen den feucht glänzenden Knicks hindurch. Mitten in der Marsch hatte ein kurzes, heftiges Gewitter uns überkommen, ein gutes Stück hinter der kleinen Station, auf der mein Freund der ehemalige Rittmeister und ich zusammengetroffen waren. Nun stachen die Strahlen der Mittjulisonne mit verdoppelter Kraft und ließen die weiten Weizenflächen rings um uns dampfen. Die beiden schweren Holsteiner, die unsern festen Wagen vorwärtszogen, waren feucht, und wir selbst fühlten uns wie im Dampfbade.

Unbehaglich und schweigend saßen wir auf dem Bocke und sogen an unseren Wald- und Wiesenzigarren, um die Fliegen und Schnacken abzuwehren, die mit grausamem Blutdurste an uns klebten. Ab und an trat ein Pferdehuf zornig fester aus, und die langen Schwänze der beiden Braunen waren in steter Bewegung.

So dösten wir denn durch die Landschaft. Kam ein Hof in Sicht, so nannte mein Freund kurz den Namen und sagte, wie die Leute ständen.

Endlich an einer Ecke der Straße, nachdem wir uns wie gedünstete Kotteletten fühlten, begann rechts und links ein Zug wohltätiger alter Apfelbäume, und dahinter kam ein großes, hochgiebliges Haus mit gewaltigem Dache in Sicht, ein altes Marschenhaus von der Art, die jetzt schon selten wird.

Von selbst begannen die Braunen, durch den Schatten ermuntert, einen leichten Trab anzuschlagen.

„Das ist Truelsens Ovelgönne!" sagte mein Freund und deutete mit der Peitsche auf das näher kommende

Gebäude. „Nun haben wir nur noch vier Kilometer bis zu meiner Klitsche."

„Truelsens Övelgönne?" fragte ich. „Seltsamer Name!

„Der Name Övelgönne ist bei uns zu Lande heimisch," sagte mein Freund. „Es heißt hochdeutsch Übelgegönntes, und es ist doch klar, daß man seine Hinterlassenschaft dem Erben nur widerwillig gönnt! — In diesem Falle aber hat der Name eine doppelte Berechtigung. Kein Besitzer ist auf dem Lande dort alt geworden, und so steht denn das Gut seit zweihundert Jahren fast ununterbrochen unter Weiberherrschaft!"

„Die Weiber verstehen aber zu wirtschaften!" erwiderte ich und wies auf die regelmäßig bestellten Weizenflächen, auf die Bäume und den schmucken Hof, der jetzt in einer Höhe mit uns lag.

„Ja, die Lüttje, die das alles vor vier Jahren geerbt hat, weiß, was sie zu tun hat, und die alte Jane Truelsen vor ihr wußte es noch besser. Wer weiß, ob Karl Truelsen, der es eigentlich erben sollte, so gut damit gefahren wäre. — Aber Korling ging vorher am Övelgönne zugrunde!

Ein kleiner Luftzug und der wohltätige Schatten hatten mich aus meiner Lethargie geweckt. Der letzte Satz meines Freundes reizte meine Neugier, und ich fragte darum lebhaft: „Was für eine Geschichte war das mit Karl Truelsen?"

Der Rittmeister sah mich von der Seite an, schaute zu dem alten vorüberziehenden Hause hinüber und meinte endlich: „Eigentlich müßtest du unsern Kadavererhalter, den braven Doktor Ribbe, die Sache erzählen hören, wenn er bei der sechsten Flasche Rotspohn ist. Er hat mehrere Varianten und kann dir's erzählen wie es einer von den Hausierern täte, die alle verbreiten, Korling Truelsen wäre vom Düwel

gepackt und fortgeschleppt worden, oder auch mit den feinsten wissenschaftlichen Begründungen, die oft noch merkwürdiger klingen wie Erzählungen von Teufelsspuk und sicher einen ähnlichen Glauben verlangen. — Aber da wir bei der Hitze doch nichts Gescheiteres zu reden aufbringen, will ichs dir erzählen, wie ich es mir denke, und damit mußt du zufrieden sein!

Karl Truelsen also war vierzig Jahre alt, ein knochiges Gestell mit roten Haaren, verkniffenen Augen und einem sauer herabgezogenen Mund, der aussah, als hätte er an jedem Tage einen Pott voll Groll in sich gefressen. Und das hatte er auch in den letzten Jahren getan.

Seine Großmutter wollte und wollte nicht sterben. Jane Truelsen, die fünfundfünfzig Jahre auf Övelgönne regierte, war noch mit dreiundachtzig eine so rüstige Person, daß sie jeden Sommer um vier und jeden Winter Glock fünf aus den Federn fuhr, und alles in ihre alten festen Hände nahm. Zur Seite stand ihr die Enkelin, die Schwester von Korling, die kurzweg die Lüttje genannt wurde. Und so war denn für das Mannsbild den Karl eigentlich nichts auf dem Hofe zu tun. Er fuhr mal in die Stadt, er besorgte dies, er besorgte das, auch erhielt er an Festtagen drei blanke Taler zu vertrinken, aber die alte Jane behandelte ihn im Ganzen immer noch wie damals, als er als fünfzehnjähriger Junge zu ihr gekommen war. Und da Korling ein Mensch war, der sich nach Tätigkeit sehnte, wie alle Truelsens, so bekam er auf die Dauer einen höllischen Groll auf das Leben. Aber er mußte alles in sich fressen, denn die Alte und die Lüttje ließen nicht zu, daß er die Zügel des Wagens ergriffe.

An einem Junitage nun, als ich gerade beim Doktor Ribbe war, und wir eine Tour über Land beredeten, bei

der er gleich ein paar Patienten mit abmachen wollte, kam Korling Truelsen angefahren und vermeldete, Grosmoder habe sich in den Kopp gesetzt zu sterben. Sie wäre am Morgen nicht aufgestanden, und der Doktor solle einmal nachsehen, ob's wirklich so weit wäre, oder nicht.

An diesem Tage sah Karl Truelsen zum ersten Male etwas heller ins Leben wie gewöhnlich. Und als wir mit ihm nach Ovelgönne fuhren, zeigte er uns vom Bocke herab das Land und das Vorwerk mit dem Stolze des künftigen Besitzers.

Wir fanden auch richtig die Alte sehr schwach in ihrem Bette liegen. Aber das muß ich gestehen: Selten bin ich einem so zähen, ausgearbeiteten alten Frauengesichte begegnet wie dem, das vor mir in den Kissen lag. Ihre Augen waren klar und scharf, nichts schien an ihr verfallen, nur die Haare waren ihr fast ganz ausgegangen.

Neben ihr saß die Lüttje, eine Frau von fünfzig Jahren, eine große markige Gestalt, mit ruhigen Augen und rotem Gesichte, das mit schönen, schlohweißen Haaren umrahmt war.

Jane wies des Doktors Hilfe ruhig an. Sie meinte, sie brauche ihn nicht und wisse, was die Glocke geschlagen habe. Sie hätte die Zeit verschlafen, und das sei ihr im ganzen Leben noch nicht passiert. Auch habe sie gar keine Lust aufzustehen, so müde fühle sie sich. Und das wäre das sicherste Zeichen, daß sie ausruhen müsse. Und darauf bestand sie hartnäckig und ließ es sich nicht ausreden.

Notar, Pastor und Schreiner hatte sie schon gerufen, die letzten Verfügungen zu treffen, mit dem Herrgott ins reine zu kommen und den Sarg zu bestellen.

Das alles tat sie, als ob es sich von selbst verstände. Den Doktor und mich bat sie dem Leichenschmaus beizuwohnen,

zu dem sie selbst alles anordnete, wie wir von der Lüttchen hörten. Ein Kalb, das ein zu kurzes Bein hatte, sollte geschlachtet werden, aber kein Schwein, weil die Tiere noch nicht gut im Specke ständen. Hühner sollte es geben, Enten und viel Kuchen. Denn zur Zeit war noch ein Überfluß von Weizenmehl in der Speisekammer.

Der Notar kam, und die Lüttche und Korling wurden mit ihm ins Sterbezimmer gerufen, damit das Testament in ihrer Gegenwart aufgesetzt würde, um Streitigkeiten zu vermeiden. Der Enkel erhielt das Gut zugesprochen und die Lüttche das Vorwerk mit Wohnungsberechtigung im Hause. Dann trat die Alte noch testamentarisch einige Anordnungen, an die sich der Enkel für die Bewirtschaftung des Gutes zu halten hatte.

Als der Notar fortgegangen war, begann sich Karl Truelsen bereits als Herr im Hause zu gebärden. Er befahl, wetterte und fluchte in Hof und Stall und schwur, er wolle jetzt einmal zeigen, was Männerherrschaft wäre.

Indes lag drinnen die bisherige Herrscherin des Hauses in ihrem Bette und wartete auf den Schreiner. Dem trug sie dann genau auf, was für einen Sarg sie haben wollte: Ein anständiger, kräftiger Eichensarg sollte es werden, mit starken, schmiedeeisernen Henkeln, denn für Gußeisen hatte Jane eine tiefe Verachtung. Weiteren Schmuck verbat sie sich, aber sauber abgezogen und poliert sollte der Sarg sein, damit ein jeder gleich sähe, daß es eine rechte Art habe. Auf Sägespänen wollte Jane nicht liegen, eine ordentliche Matratze wollte Jane haben, und ein sauberes Kopfkissen mit einem kühlen Leinenbezug.

Aber als der Schreiner dann fortging nahm ihn Korling beiseite und meinte, für die Alte täte ein fester Fichtensarg es auch. Aus dem Eichenholze sollte der

Schreiner nur einen guten Kleiderschrank für ihn selber machen, denn er wolle nicht, daß der Schreiner zu kurz käme. Allein das müsse doch ein jeder einsehen, daß es töricht wäre, gute Eichenbohlen zwecklos in der Erde verfaulen zu lassen, weil die Alte sich das nun einmal in den Schädel gesetzt hätte.

Der Schreiner versprach dem bereits anerkannten Herrn, was er verlangte, und ging. Karl Truelsen aber fuhr zur Stadt und ließ etwas springen.

Die Alte wurde schwächer und schwächer, keiner außer der Lüttchen kümmerte sich mehr um sie. So lag Jane sehr einsam und wartete nur noch auf den Pastor.

Als der kam, hatte sie mit ihm eine Auseinandersetzung, die sie sehr wenig befriedigte. Sie hatte sich wohl gedacht, es würde eine ähnliche Formalität kommen, wie das Aufsetzen des Testamentes, und war aufrichtig betrübt, daß nichts Geschriebenes zu erlangen war. — Die Ermahnungen des Pastors, alle irdischen Gedanken fahren zu lassen, gingen ihr nicht recht in den dicken, grauen Kopf. Sie murrte: „Nein, Herr Pastuhr, warum hab' ich mich mein ganzes Leben mit dem Acker geplagt? Unser Herrgott muß doch wissen, was er tut und was er will!"

„Diese Erdenzeit war eine Prüfungszeit, Mutter Jane," erwiderte der Pastor sanft.

„Gerade darum muß es anders sein, als wie der Herr Pastuhr es sagen. Unser Herregott hat zusehen wollen, ob ich für seinen Dienst im Himmel geeignet bin, denn etwas wie Acker und Viehstand gibt es überall. Was hilfe uns die ganze Ordnung der Stände, die Gott eingesetzt hat, wenn sie nicht im Himmel bestehen sollte? Nein, Herr Pastuhr, was soll ich arme Frau da droben lobpreisen und

singen, was ich nicht gelernt habe und was jeder Kurrendeknabe besser kann!"

Da der Pastor sah, wie hartnäckig Jane auf ihrem Glauben bestand, so verweilte er nicht länger bei diesen Gedanken, um die Sterbende nicht zu erregen. Er betete ein Weilchen mit ihr und ging. Sie aber war nicht zufrieden mit diesem Besuche und sagte es der Lüttchen unverhohlen. In eine große Unruhe redete sie sich endlich hinein, fragte, ob ihren Anordnungen zum Leichenschmause auch Folge geleistet würde, und quälte die Lüttche mit der Liste der Einladungen.

Da ward der Sarg gebracht. Durchaus wollte sie ihn sehen, aber Korling, der ein schlechtes Gewissen hatte, suchte es ihr auszureden, verbot ihr den Sarg zu zeigen, und ließ ihn im Nebenzimmer aufstellen.

Das wurmte die Alte, daß keiner ihren Willen mehr achtete. Und als in der Nacht die Lüttche im großen Ohrenstuhle neben ihrem Bette eingeschlafen war, stand sie leise auf und schleppte sich in die Nebenstube zu ihrem Sarge. Da entdeckte sie den Betrug und sank ohnmächtig nieder. So wurde sie gegen Morgen von der Lüttchen gefunden und wieder ins Bett gebracht.

Doch nachdem die Alte eine Weile geruht hatte, war sie bedeutend kräftiger, als am Tage vorher. Sie schickte einen Knecht zum Notar und zum Schreiner und setzte ihren Willen durch, so sehr der Enkel alles tat, um diese Botschaften zu verhindern.

In Gegenwart Korlings und der Lüttchen wurde das Testament feierlich umgestoßen mit der Begründung: „Weil Karl Truelsen noch zu meinen Lebzeiten meinen Willen nicht achtet und mich geringschätzig behandelt, mir auch den gewünschten guten Sarg mit einem schlechten

vertauscht hat, soll er des Gutes verlustig gehen und nur das Vorwerk erhalten. Die Lüttche aber soll Herrin auf Ovelgönne sein!"

Tückisch und mit gesenktem Haupte hatte der Enkel die neue Bestimmung mitangehört. Den ganzen Tag ging er herum, verärgert und mit einem dicken Kopfe, als hätte er Übles gegessen. Wie Blei schienen ihm die Sohlen unter seinen Füßen. So setzte er sich denn in eine stille Stube des Hauses bei einer Buddel Aquavit hin und gab seinem Groll Schnaps zu saufen.

So blieb er in seinem Ärger sitzen und mußte es hören, wie der Schreiner, während alle Leute im Hofe zusammenliefen, den neuen Sarg brachte. Laut wurde dies Prachtstück bewundert. Alle, die gerade da waren, faßten an den gutgeschmiedeten, eisernen Henkeln an und trugen ihn ins Sterbezimmer zu Mutter Jane. Die konnte sich gar nicht sattsehen an der sauberen Arbeit, und den gediegenen Eichenbohlen, von denen der Schreiner versicherte, sie würden für hundert Jahre halten. Mit prüfender Hand befühlte sie die schöne Politur und äußerte, es mache ihr doppelte Freude, weil die Kosten Korling aufs Erbteil gerechnet würden.

Als die Leute hinausgegangen waren, bat sie endlich die Lüttche, sie solle sie doch zur Probe hineinbetten; wo sie doch so lange darin liegen müsse, wolle sie sehen, wie es tue. Und die Lüttche mußte ihr den Gefallen tun, und als Jane darin lag, sagte sie, die Lüttche solle das Licht ausmachen, sie wolle jetzt in ihrem Sarge schlafen. Wirklich schlief sie auch mit gleichmäßigen, ruhigen Atemzügen ein.

Am nächsten Morgen aber um vier, als die Lüttche zu ihr trat, fand sie, daß der Schlaf Janes ein sehr fester ge-

worden war, und daß sie kein Bedürfnis mehr nach einer warmen Morgensuppe hatte.

Zur rechten Zeit hatte Jane Truelsen alle ihre zeitlichen Angelegenheiten geordnet und gab ihren Mitmenschen nicht mehr zu tun. Der Leichenschmaus war gerüstet, und sie selbst lag schon in ihrem Sarge, der bereits auf Kosten des Enkels gezahlt war, was hätte da noch kommen können?

Der Doktor Ribbe stellte den Schein aus, und nach vierundzwanzig Stunden ward der Sarg geschlossen. Eine schwarze Decke mit Silberstickerei ward über den Deckel gelegt, sechs Kerzen wurden zur Nacht angezündet und brannten in ihren schweren kupfernen Leuchtern, weil kein Toter im Dunkel stehen soll.

Im ganzen Hause war es still. Nur ab und an knarrte eine der Jahrhunderte alten Dielen, über die schon so vieler Menschen Füße gekommen und gegangen waren, leise, wie es altes Eichenholz nun einmal tut. Und langsam schwanden die Stunden der Nacht dahin.

So mochten die Kerzen fast zur Hälfte niedergebrannt sein, durch die kleinen Fensterscheiben fiel der erste dunkelblaue Frühschein in das Sterbezimmer, als die Tür leise geöffnet ward.

Herein kam Karl Truelsen, der enterbte Enkel. Blaurot vom Schnaps war das Gesicht, die mit Blut übermäßig gefüllten Augen vermochten den Kerzenschein nicht zu ertragen. Blinzelnd stand er in der Tür und versuchte die Augendeckel hochzuheben. Leise schlich er dann ins Zimmer, horchte, schlich wieder hinaus und machte die Tür weit auf.

Als er zum andern Male ins Zimmer trat, trug er den Fichtensarg auf dem Rücken, der ihn um die Erbschaft ge-

bracht hatte, und der ihm nun selbst gehörte. Neben dem geschlossenen Sarge, in dem Jane Truelsen ruhte, setzte er ihn nieder, dann atmete er schwer auf.

Durch die weit offene Tür hinter ihm drang ein Luftzug, der die Lichter aufflackern ließ, sodaß große Schatten wie mit Flügeln an den Wänden zu flattern schienen.

Er aber nahm einen Schraubenzieher aus der Jackentasche, biß die Zähne zusammen und schraubte ruhig den Sargdeckel, unter dem Jane ruhte, ab.

Vorsichtig hob er den Deckel, als alle Schrauben ausgezogen waren, auf und setzte ihn zur Seite: „Warte du alter Satansdrachen," redete er die Tote an, „du sollst deinen Willen doch nicht haben. In den Fichtensarg kommst du und auf Sägespäne, und den Eichensarg behalte ich, zum Ersatz für die Erbschaft, du altes Düwelskrut du!"

Wie er aber nun die Alte anpacken wollte, fühlte er über seinen Rücken einen eisigen Hauch gleiten, unruhig flackerten die Kerzen, das Gesicht der Alten schien sich zu beleben. Ihm war, Jane lächelte geheimnisvoll, höhnisch und leise.

Korling fuhr zurück und starrte die tote Großmutter an. Da war sie wieder totenruhig wie zuvor. Er horchte nach allen Seiten und vernahm keinen Laut. Alsdann beugte er sich über Janes Mund, aber er spürte keinen Hauch Atem.

Ingrimmig schaute er sie an: „Schrecken willst du mich," sagte er zu ihr, „du meinst, ich hätte Angst vor Toten! Es hilft dir nichts! In den Fichtensarg mußt du, ob du willst oder nicht."

Doch als er hinzutrat und die eiskalte Hand Janes anpackte, huschte aufs neue das gespenstische Lachen über das Gesicht der Toten.

Korling begann zu zittern. Eine wilde Idee schoß ihm in sein trunkenes Hirn: Die Alte hatte sich nur tot gestellt, um ihn zu foppen. Sicher suchte sie nach einem Grund, um ihm auch den Rest der Erbschaft zu nehmen.

Die Fäuste ballte er, kämpfte das Grauen, das ihm an der Gurgel saß, nieder und machte sich wieder an die Tote.

Da schienen tausend schwarze Fahnen von allen vier Wänden zu wehen, und das Gesicht der Großmutter verzog sich zu einer so entsetzlichen Grimasse, daß der Enkel zurücksprang. Jäh verlöschten alle sechs Lichter, er fühlte seine Beine festgehalten, fühlte sich nach hinten gedrückt. Eine Stimme schien ihm ins Ohr zu raunen: „Warte Korling!" und knochige alte Frauenhände fühlte er an seiner Kehle.

Da wollte er rückwärts treten, aber es ließ seine Beine nicht los, und so stürzte er hintenüber in eine Grube, die sich unter ihm öffnete. Der Mund, die Nase waren ihm verschlossen, endlich rang sich ein Schrei, ein wüster wilder Schrei aus seiner Kehle los, der aber sofort erstickt ward durch heißes Blut, das ihm aus Nase und Mund quoll. —

Geweckt durch den entsetzlichen Laut, der aus dem Totenzimmer drang, stürzten alle Hausbewohner mit der Lüttchen an der Spitze, herein. Da sahen sie auf den ersten Blick, während sie mit den Händen die Lichter gegen den starken Zug von hinten schützten, die Alte friedlich in dem wieder geöffneten Sarg ruhen.

Darüber erschracken alle und schauten sich an. Endlich trat die Lüttche näher. Sie hatte ein Röcheln gehört. Sie prallte zurück. Hinter dem Sarge der Alten stand der andere Sarg, und in ihm lag Karl Truelsen. Seine Beine ragten über den Rand hinaus, und hatten sich in den Henkeln von Janes Sarg verfangen. Blutiger Schaum stand

auf seinen Lippen, und seine Hände hatte er wild in die roten Haare seines Kopfes vergraben.

Zaghaft und langsam traten die Männer näher und hoben ihn aus dem Sarge, während die Mägde sich scheu in die Ecke drängten.

Als sie Karl Truelsen aufrichteten, begannen seine Glieder zu fliegen. Er schluckte, alle Adern seines Kopfes schwollen an. Er öffnete die Augen. Sein Blick fiel auf die Alte, deren Züge sich unter den zitternden Lichtern abermals zu regen schienen.

Da stieß Karl Truelsen wieder den entsetzlichen Schrei aus. Losringen wollte er sich und auf die Tote stürzen. Doch die Knechte hielten ihn fest. Da fluchte er ihr, sie hätte ihn verlockt, weil sie ihn morden wolle. Sie gönne ihm nicht Gut, nicht Leib und nicht Leben!

Ein erneuter Blutstrom drang ihm aus Mund und Nase. Noch einmal reckte er sich auf, und brach dann tot zusammen.

Die Lüttche verschob das Begräbnis von Jane auf zwei Tage. Alsdann wurde die Großmutter mit dem Enkel zusammen begraben, sie in ihrem Eichensarg und er in dem Fichtensarg, in den er sie legen wollte. Zu diesem Begräbnis kam die ganze Gegend zusammen, weil jeder diese Geschichte hören wollte. Die Lüttche aber regiert seit dieser Zeit mit fester Hand ihr Övelgönne!

Ein Ruck weckte mich aus dem Nachdenken über die Erzählung auf. Die beiden Braunen standen vor dem alten Herrenhause, das mein Freund der Rittmeister bewohnte. Ein Knecht kam, und half mit vom Bocke. Aber während ich in die große mit Hirschgeweihen geschmückte Vorhalle trat, ging es mir durch den Kopf, welches Gut ist kein Övelgönne?

Die Wette

Andreas Hofbeck, der Besitzer der Landbrauerei Mariabrunn stand am Schanktische seiner weiträumigen, niedrigen Wirtsstube und beobachtete aufmerksam den Hirlacher.

Der saß breitspurig am Bauerntische in der Mitte der Stube und wärmte sich den Rücken am Ofen, in dem wegen der kalten Märztage noch ein kräftiges Feuer brannte. Seit der Brotzeit saß er so da, ohne den Versuch zu einem Gespräch zu machen, und hatte in übelster Laune und kürzester Frist an sechs Maß hinuntergegossen. Er war bekannt als jähzorniger Mensch, der gern auftrumpfte, und daß kein leicht Fertigwerden mit ihm war, sah ihm jeder an. Seine Gestalt war breit und markig, die großen lederfarbenen Fäuste ruhten wie schwere klobige Keulen auf dem Tische neben dem grauschimmernden Maßkrug, die unter stark vorgebauten Augenbrauen hervorbrechenden Blicke der blauen Augen, die angespannten Muskeln des Halses und der mächtige Stiernacken zeigten die ungebrochene Kraft des fünfundvierzigjährigen Mannes an, dessen Gesicht durch die krausen graublonden Haare und den kurz abgebissenen Schnurrbart einen unverwüstlichen Charakter erhielt.

Trotz des Bartes und der halbstädtischen Kleidung war der Hirlacher kein in die Moosgegend Hereingeschmeckter. Doch nahmen ihn die Bauern nicht für voll, da er die vom Vater ererbten hundertundfünfzig Tagwerk Land selbst zertrümmert und mit dem Gelde einen Viehhandel angefangen hatte.

Er aber hatte die Stirn und rühmte laut und prahlerisch sein Tun gegen die dummen Bauernlackel und nannte es das einzig Gescheite in heurigen Zeiten.

Unbeweibt war er trotz seiner Jahre geblieben, doch war er allgemein als Schürzenjäger und Mädchenfänger bekannt und auch das trug nicht gerade dazu bei, die Liebe der Leute zu ihm zu erhöhen.

Während der kluge, hagere Bräubesitzer sich noch den dünnen Bart strich und über des Hirlachers Laune sinnierte, kamen die Brauknechte zum Nachtmahl hereingestapft und ließen sich einer nach dem andern schwer auf die Holzbank an der Wand niederfallen. Ihnen folgten mit klappernden Holzschuhen die Stallmägde, die kleinen Bräuburschen, der Hansel und der Schweizer, der trotz seiner Tüchtigkeit im Stalle ein halber Depp war und die Leute durch krähend vorgetragene Lieder zu einem brüllenden Gelächter brachte.

Eine Magd zündete die Lampe über dem Tische an, der jüngste Bräubursch brachte auf einem Holzbrette die Suppennäpfe und mit gleichmäßigem Geklapper begannen die Leute zu essen.

Verspätet trat der Metzger an den Tisch, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren mit hellen, aufmerksamen Augen und militärischer Haltung. Hofbeck winkte ihn zu sich heran und fragte leise: „Metzger, weißt du, warum sich der Hirlacher ärgert?"

„Des ist z'wegen der Schneiderbäuerin! Den ganzen Viehstand hat er ihr abkauft und gestern ist die Maul- und Klauenseuche bei ihm auskommen, und er ist ausg'schmiert weil er den Tierarzt beim Kauf dabeig'habt hat. Z'sammenschimpfen will er die Schneiderbäuerin, die alte Hex, wann sie rum kommt! Drum hockt er da!"

Als Hofbeck das gehört hatte, ging er zum Hirlacher und setzte sich neben ihn. Der Metzger aber, der bei dem Ge-



spräch dabei sein wollte, brachte dem Bräuer eine halbe Bier und stellte sich neben ihn.

„Du Hirlacher," fing Hofbeck an. „Ich hab' g'hört, du hast die Klauenseuch?"

„Des muß scho stimma! Sie habens heut bei mir fest- g'stellt! Aber die Schneiderbäuerin, die alte Her, soll nur herkemma! Gwünscht hat sie mir des, weil sie erfahren hat, daß ich z'billig von ihr g'kauft hab. Und i sitz jetzt da und muß selber Vieh verkaufen, denn i hab Zahlungen gnua!"

„Weißt Hirlacher!" rief da der Metzger lachend," hei- rat nur die Schneiderbäuerin! Nacha kommst d' wieder zu dei'm Geld, und sie zu ihrem kranken Vieh und Enk zwei ist g'holfen!"

„Pfui Teifi, die alte Her!" erwiderte der Hirlacher.

„Warum magst denn net? Hirlacher, hetzte nun Hof- beck seinerseits weiter, nachdem er sich mit dem Metzger durch einen Blick verständigt hatte. „Du bist a frischer Mann und si a so an Oalte. Die kriegst ja in am Jahre unter de Erden, und nacha hast 's Vieh und 's Geld allonig!"

Der Hirlacher, der die Frozzelei fühlte, wollte im ersten Zorne gerade heraus Hofbeck eine Grobheit an den Kopf werfen, da aber begann der Schweizer, vom Metzger auf- gestachelt, sein Lieblingslied zu gröhlen und dem Hirlacher schallten die Verse in die Ohren:

„Da nimm i mir an ander Weib,
Ander Weib ist Zeitvertreib — — —"

Und dann folgte der Refrain, den alle Bräuburschen mit- sangen:

„San die Weiber trauri, trauri müssens san, juchhe!

Und so wurde dem Hirlacher die Erwiderung abgeschnit- ten, die ihm schon auf der Zunge lag.

„Hast g'wiß koa Schneid, Hirlacher," schrie nun der Metzger durch die ganze Stube herüber.

„Zu was hat der Hirlacher koa Schneid?" rief der älteste Bräubursch, ein strammer Mensch mit kurzen weißblonden Borstenhaaren, kleinen blauen Schweinsäuglein und einem kurzen Schnurrbarte, der ganz dunkel von Pfeifensaft und Schmalzeln war.

„Koa Schneid hat er, die Alte, die Schneiderbäuerin, z' heiraten! Er fürcht, sie wird eahm Herr!" schrie der Metzger vergnügt, und ein allgemeines Hohngelächter entstand.

Der Hirlacher fuhr mit einem Rucke empor, daß der ganze Tisch vor ihm wankte, die Halbe Hofbecks herunterstürzte und das Glas zersprang. Aber er wußte nicht, auf welches der grinsenden Gesichter er sich stürzen sollte, und so stand er da, grimmig und ungewiß, wie ein geneckter Stier mit eingezogenem, gesenkten Kopfe.

„Sei stad, Hirlacher!" mahnte Hofbeck, und suchte ihn wieder auf seinen Sitz niederzuziehen.

Der aber riß sich los und wollte gerade Hofbeck eine Saugrobheit an den Kopf werfen, als die Tür von außen aufging, und ein mageres, schwankendes Weib eintrat, das in seiner dunklen Kleidung einem Schatten glich. Leise trat sie an den Tisch zum Hofbeck, und als sie nun steif und aufrecht dastand, wie sonst Bäuerinnen nicht zu stehen pflegen, sah sie im gelben Scheine der Lampe mit dem eng um Stirn und Hinterkopf geschlungenen schwarzen Kopftuche einer Nonne gleich, die drei Jahre im Rauchfange gehangen hat, so gebräunt war ihr Gesicht und so ausgetrocknet die ganze Gestalt.

Ihr Eintritt ward mit einem wilden Durcheinanderbrüllen begleitet: „Hirlacher, da kommt ja dei Alte, dei Braut, die Schneiderbäuerin! Juhu!"



Hirlacher wandte sich nun dem Weibe zu, das ruhig mit leiser Stimme Hofbeck um eine Halbe bat. Sein Grimm verwirrte ihm die Worte als er herausstieß: „Du, wenn du mei Frau wärst, di hätt i in am halben Jahr unter d' Erden bracht! — Du, — warum hast mir die Seuch an- g'wünscht, alte Hex?"

Die Alte sah dem Aufgeregten fest in die Augen.

„Schaugts, die nimmts mit ihm auf," hetzte der Metzger.

„Schneiderbäuerin, warum hast mir das Vieh ver- wünscht!?" begehrte der Hirlacher von neuem auf.

„Alte!" mengte sich Hofbeck ein, „der Hirlacher hat an Ärger weil er mit deim Vieh ausgschmiert ist. Jetzt sag'n mir, er soll di heiraten, nacha hätt er sei Sach wieder!"

„Schaugts an, jetzt druckt er sich," hetzte der Metzger wie- der, weil der Hirlacher nichts sagte.

„Ha, dös wollt i segn!" schrie der Hirlacher dagegen. „Glaubt's, i fürcht mi vor der Alten da?"

„Er hat ja doch koa Schneid, sie zu heiraten!" hetzte der Metzger weiter.

Inzwischen hatte die Alte ihre kleinen schwarzen Au- gen herumschweifen lassen, und meinte jetzt gleichmütig: „Ich moan a, der Hirlacher traut si net!"

„Ha," schrie der Hirlacher, „i soll mi net trauen? I, der Hirlacher, i soll mi net trauen? Willst du dös dem Hir- lacher sagn? Ha?"

„I möcht' seg'n, ob du's mit mir probieren magst, Hir- lacher?" erwiderte die Alte ganz kalt und trank einen mä- ßigen Schluck von ihrem Biere dazu.

„I sag' dir, wannst du mei Frau wärst, brächt' i di in am halbe Jahr unter d' Erden!"

„I möcht seg'n, wer in am halben Jahr unter der Erden liegt, i oder du," gab ihm die Alte ruhig und verstockt zurück.

Alles im Zimmer lachte, der halbdeppige, leichtangetrunkene Schweizer aber stimmte plärrend an: „Da nimm i mir an ander Weib, ander Weib ist Zeitvertreib —" weiter kam er aber nicht, denn der Hirlacher, der sich von allen zum Narren gehalten sah, stieß den Tisch mit einem Krache bei Seite, reckte sich zu voller Größe auf, streckte der Schneiderbäuerin die mächtige Hand hin und sagte: „Schneiderbäuerin, wannst an Schneid hast, schlag ein!"

Die Schneiderbäuerin stemmte beide Fäuste in die Hüften und erwiderte: „Freili, jetzt machst di groß! Aber wannst mi hast druckst, di ins Wirtshaus und reißt s' Maul auf! Aber dahoam, wanns drauf ankommt, da bist zu nix nutz!"

„Ha, Schneiderbäuerin, alte Kraxen, du moanst, i bin zu nix nutz! Des woll mir mal probiern! Da, schlag ein!"

Unter dem Jubel aller schlug die Schneiderbäuerin ein. Festgemacht wurde der Pakt mit einem Faßl, das sie zahlte, und alle tranken auf den Hirlacher und seine Alte.

Am nächsten Morgen war der Hirlacher früh heraußen, denn die Geschichte vom Abend lief ihm durch den Kopf. Alle Bauern, die ihm begegneten, fragten: „Du hast di gestern mit der Schneiderbäuerin versprochen Hirlacher, mit der alten Hex?"

„Kümmert's di!" gab er einem jeden trotzig zurück und ging weiter. Dann murmelten die Stehenbleibenden etwas, das da klang: „Freili, die Schneiderbäuerin hat Land gnua, des kannst zertrümmern wie das deinige!"

Eine Wut hatte der Hirlacher, als er so weiter ging über den frühlingsnassen Boden, der sich nachgiebig unter seinen Füßen zu regen schien! „Diese sakrische Schneiderbäuerin! Wieder hatte sie ihn ausg'schmiert!"

Und es zog ihn über die schweren braunen Schollen des Ackers zu der Waldecke, wo am Bache das Anwesen der alten Hexe lag.

Als er davorstand, wollte er sich davon machen, dann aber konnte er nicht anders, er mußte hochblicken, musterte den Hof, die Gebäude und fing alles an zu prüfen mit den nüchternen, sachlich abschätzenden Blicken, die den Bauern eigen sind.

Der Wunsch, dies alles zu besitzen, ward stärker und stärker in ihm! „Was das für Geld gab, wenn ers verkaufte!"

Als er ums Eck schritt, trat aus der Tür des Hauses geräuschlos die Hexe, die Schneiderbäuerin, hervor.

Der Hirlacher wollte an ihr kalt vorbei, aber sie kreischte ihm nach: „Gell Hirlacher, heut reuts di wieder, was d' gestern gesagt hast? Heut, weil d' no koa Bier im Mag'n hast, hast g'wiß koa Schneid nimmer!"

Das fuhr dem Hierlacher wie ein Peitschenschlag in den Rücken. All seine Unverfrorenheit fand er wieder, die ihm beim Viehhandel so gefürchtet machte. Er sagte: „I mag koa Katz im Sack! I will mir z'erst anschaugn, obst mi net wieder ausschmierst! Schneiderbäuerin, zeig mir, was d' alles hast?"

Ebenso kalt und unverfroren wie er begann die Bäuerin ihm alles aufzuzählen und zu zeigen, was sie besaß an Land, Besitzstücken und Bargeld. Sie bedang sich aber aus, daß bei ihren Lebzeiten das Recht darüber auf den Hirlacher nur dann übergehen sollte, wenn sie ein Kind zusammen hätten.

„I bin neunundddreißig, da is es ganz gut mögli," schloß sie „wann i aber scho in am Jahr sterb', nacha soll alles dir g'hörn!"

„Des wär mi gnua!" schrie der Hirlacher, dem das Besitztum gewaltig in die Augen stach, erbost, „wann i auf a Kind warten sollt!"

„No, an mir soll's net liegen!" erwiderte die Schneiderbäuerin.

„Hast aber bisher koans g'habt!"

„Weil's halt mit dem Schneiderbauer nix war! Aber du bist der Kerl dazua, da kanns noch was geb'n!"

Der Hirlacher wiegte seinen Dickschädel: „Aber des Geld für des Vieh muß i glei z'rückkrieg'n!"

„No, des mag gelten, — als Drangeld!" gestand ihm die Alte nach längerem Feilschen endlich zu.

Und so wurden sie einig.

Ende Mai feierten sie Hochzeit und die ganze Umgegend kam dazu und half mitfeiern! Und sie tranken den beiden zu, die Leute, „daß d' bei Alte ball unter d'Erden kriegst!" dem Hirlacher, und „daß dem Hirlacher Herr wirst!" der Schneiderbäuerin. — — — —

In den ersten Frühsommertagen, als das grüne Korn anfing golden zu werden, erhielt er die letzte Ölung und wurde zu Grabe getragen.

Die Alte hatte die Wette gewonnen, und er war ausgangen wie ein Licht. Die Leute aber hatten Furcht vor ihr, keiner wagte einen Spaß mit der Hexe zu machen. Nur der Schweizer sang, sobald sie in die Wirtsstube trat, in plärrendem Tone:

„San die Weiber tra—uri, tra—uri müssens sein juhe!"

Aber der Schweizer war ja nur ein Depp!





Der Diener

Seit den Tagen der Kreuzritter standen Katkows Vorfahren in den Diensten der ostpreußischen Freiherren auf Löschopönen. Untrennbar wie die Herren selbst gehörten sie zu dem alten Gute. Darum ward Katkow nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern als Spielgefährte mit dem Jungherren zusammen erzogen, und als der junge Löschopönen in die Armee eintrat, erhielt der Bursche eine Stelle im herrschaftlichen Gestüt. Durch Treue, Pferdekunde und Gewandtheit brachte er es bald zum ersten Gestütsmeister.

Alle, vom Fräulein und der alten Freifrau an, die nach dem Tode ihres Gatten das Haus regierten, bis auf die letzte Kuhmagd herab hatten Katkow gern. Es war aber auch eine Pracht, den forschen, jungen Kerl auf einem guten Halbblutpferde daherfegen zu sehen, das er mit seinen kräftigen Schenkeln wie ein alter Dragonerwachtmeister regierte. Zufriedenheit lachte aus seinen blanken Augen und strahlte aus seinen roten Backen. Er liebte Löschopönen mit seinen Pferdekoppeln, den uralten Buchenwäldern und dem Herrenhause, das seine gelbe Empirefront in dem Schloßteiche des Parkes spiegelte. Er hing an der Herrschaft, an seiner Freifrau, dem Fräulein und seinem Jungherren, für den er manche Suppe hatte ausessen müssen.

Lange schon hatte der Baron Löschopönen den Offiziersrock wegen einer wilden Spielgeschichte ausgezogen und führte das Leben eines überflüssigen Landjunkers. Von Karten und schweren Pünschen konnte er nicht lassen, und die Mutter war zu schwach, sich den Geldbitten des hübschen, blonden Sohnes zu entziehen, dem sie die Lange-

weile des gleichmäßigen Gutslebens zu gut nachfühlen konnte. Auch wußte sie nur zu genau, daß er sich das Geld, das sie ihm versagte, irgend wo anders her skrupellos verschaffte. Wie alle nachgiebigen Mütter rechnete sie auf die sänftigende Wirkung der Jahre.

So war der Jungherr wieder einmal im Zustande völliger Trunkenheit nach Hause gebracht worden, und der Freifrau war es doppelt peinlich, weil sie stündlich ihren Onkel, den Forstmeister von Rechern erwartete, der vor drei Tagen Löschopönen passiert hatte, um zur Saujagd nach Widenka zu fahren. Fünfzehntausend Taler, die aus dem Holzverkaufe eines abgelegenen Schlages stammten, hatte der alte Herr bei seiner Nichte deponiert. Auf der Rückfahrt von Widenka wollte er sie abholen, um sie in die Domänenkasse einzuzahlen, und er hatte versprochen, „sich einmal bei dieser Gelegenheit den Höllenhund, den Jungen gehörig vorzubinden", von dessen Streichen er mehr wußte als die Freifrau.

Wegen einer Wirtschaftsangelegenheit mußte die Dame kurz vor der Ankunft des grimmigen Forstmeisters ihren Zylindersekretär im Arbeitszimmer öffnen. Da fand sie, daß die fünfzehntausend Taler aus dem Geldfache fehlten. Das konnte nur ihr Sohn getan haben, denn alle Leute auf Löschopönen waren von exemplarischer Ehrlichkeit. Fest wie das Vaterunser stand das in ihrem Herzen. In einer Stunde war der Forstmeister spätestens da. Nie ließ er ein gutes Haar an ihrem Jungen. Und ihm sollte sie eingestehen, daß ihr armer, leichtsinniger Sohn, der nur von anderen so verleitet wurde, sich an fremden Gelde vergriffen hätte! Diesen Makel sollte sie auf ihm sitzen lassen! Wären noch drei Tage Zeit gewesen, so hätte sie das Geld herbeigeschafft, wenn auch die Summe groß

war. Aber in einer Stunde schon mußte der Forstmeister da sein, und Entschuldigungen ließ der strenge Mann nicht gelten.

Das alles lief ihr durch den Kopf, während sie vor dem leeren Geldfache saß. So wurde sie von ihrer Tochter gefunden. Das Fräulein verstand alles auf den ersten Blick. Die Schuld des Bruders mußte vertuscht werden um jeden Preis. Aber während Mutter und Tochter noch wortlos verharrten, klapperten schon Hufe die Auffahrt herauf. Das Fräulein eilte aus dem Zimmer, um zu sehen, ob es der Gefürchtete wäre.

Im Gange traf sie Katkow. Als sie in sein gutherziges Gesicht sah, wars ihr, als hätte der Himmel ihn gesandt. Er mußte helfen, er hatte schon so oft den Kopf für den Bruder in die Schlinge gesteckt. Und so nahm sie denn den Burschen bei Seite, und deutete ihm in fliegender Hast, ohne Genaueres zu sagen, an, um was es sich handele. Der Junghert hätte irrtümlicherweise Geld genommen, das dem Forstmeister gehöre. Die Mutter wolle es ersetzen, aber der Forstmeister würde eine schreckliche Geschichte daraus machen, wenn er davon erführe, würde den Familienrat zusammenrufen, und das dürfe um des Bruders und der Mutter willen nicht sein. Katkow solle alles auf sich nehmen, solle von Löschopönen fort, außer Landes gehen, und wiederkommen, wenn sich alles beruhigt hätte. Das Fräulein wußte nicht, um was sie bat, stellte sich die Folgen nicht vor, die die Erfüllung dieser Bitte haben würde, sie war ein verängstetes Mädchen.

Katkow begriff auch nicht recht, was dieser Wunsch alles nach sich ziehen konnte. Aber er spürte wohl, daß etwas Unrechtes von ihm verlangt würde. Und dann sollte er fort aus Löschopönen. Doch als die heißen Tränen seines

Fräuleins ihm auf die Hände fielen und er wieder an den Forstmeister dachte, dessen Strenge er kannte, tat er blind, was von ihm verlangt ward, nahm die hundert Taler, die das Fräulein ihm gab, und befand sich schon auf der Straße nach Libau, ehe er innerlich sein Handeln recht begriff.

Der Zufall verschlug ihn nach Südafrika. Da arbeitete er wie ein Teufel als Pferdeknecht, Kutscher und Farmboy, um das Heimweh zu vergessen. Dann ging er wie alle Welt in die Diamantengruben am Rand. Hier verband er sich mit einem Kapholländer Jakob van Heeren, der im Schürfgebiete verschiedene Landanteile besaß. Als Sozius van Heerens bearbeitete er einen „Claim". Später ward der Holländer krank und vertraute dem Ostpreußen die Leitung seiner gesamten Angelegenheiten an. Als van Heeren nach zweijähriger Krankheit das Ende herannahen fühlte, verlobte er Katkow mit seiner Tochter Lena, die sechzehn Jahre alt war und ohne Anverwandte in der Welt stand.

Die Minenanteile van Heerens begründeten des Ostpreußen Glück. Die Shares gaben ihm Besitztitel auf die besten Gruben im ganzen Schürfgebiet. Katkow nützte die günstige Lage aus, wie ein alter Afrikander. In diesem Lebenskampfe stand ihm sein junges Weib, das die Ruhe und Zähigkeit der holländischen Rasse besaß, treu zur Seite. Die Liebe zu ihr steigerte Katkows Ehrgeiz gewaltig, und nach zwölfjähriger harter Arbeit gehörte er zu den Magnaten von Johannisburg.

Achtzehn Jahre nach seiner Ausfahrt setzte er seinen Fuß wieder in Hamburg auf deutschen Boden, da seine Frau eine Kur in Karlsbad durchmachen mußte und war ein großer Herr.



Nach der langen Seefahrt überkam Katkow das Delirium, das Landleute, Jäger, Matrosen und Goldgräber überkommt, wenn sie nach wochenlanger Einförmigkeit des Lebens ihren Fuß wieder in eine große Stadt setzen. Das Fluten der Menge betäubt Verstand und Sinne, bald treiben sie wie im Rausche dahin. So schickte denn Katkow seine Frau nach Karlsbad voraus, er selbst aber trieb hemmungslos im Strome lauter, wenn auch harmloser Vergnügen. Bald war der Diamantenkönig, dem seine Muskelkraft Respekt und seine Freigebigkeit Schmarotzer verschafften, eine bekannte Figur in Variétés, Bars, Austernkellern und Kneipen, wo sich seefahrendes und abenteuerndes Volk zu treffen pflegen.

Auf einer dieser Touren geriet der schweifende Südafrikaner auch in das Andreaskreuz, ein Lokal am Hafen, wo sich die Spritkultur Altenglands mit der Schnapswissenschaft des heiligen Rußlands zur besonderen Freude der Gäste vermählten. Mit jubelndem Zurufe ward der „Diamantenkönig" von einigen seiner neuen Bekannten begrüßt. Ruhig, mit gleichmütigem Gesicht, wie es einem großen Johannisburger Geschäftsmann zukommt, der sich in Erinnerung an frühere, ungebundene Zeiten einmal einen Spaß machen will, ließ Katkow sich an ihrem Tische nieder. Seine Sprache war Kapstädter Afrikanderenglisch mit deutschen Brocken vermischt. Allmählich aber wandelte sich der gemessene Großkaufmann in den ehemaligen Agenten des Randgebietes. Tief in das Genick rutschte der steife Hut, die Arme schoben sich aus den beengenden Manschetten, die kurze Pfeife verdrängte die Importe, und aus dem Englisch wurde ein mit Plattdütsch vermischtes Holländisch. Die Röte des Whiskys stieg dem Trinker in die Schläfen, er lüftete den Kragen, warf Rock und Weste ab, kräm-

pelte die Ärmel des Seidenhemdes hoch und glich bald dem Goldgräber am Rande völlig. Als er aber einen ostpreußischen Schiffer sprechen hörte, wurde er weich und begann selbst in dem breiten Dialekte seiner Heimat zu reden. Er hatte sich in den littauischen Pferdeknecht seiner Jugend zurückgewandelt, der in einer einzigen Nacht den Lohn eines halben Jahres in Tilsit oder Memel verspielt, oder vertrinkt. Von Stuhl zu Stuhl wankte er, umarmte alle Gäste treuherzig und lud alle zu einer gemeinsamen Ananasbowle ein. Mit eifrigen sachkundigen Blicken folgte er den Bewegungen des Barkeepers, der sich anschickte, seinen Weisungen nachzukommen. Er sah, wie der geschickte, schlanke Mensch die Ananas ergriff und in Scheiben zerschnitt, und bemerkte, daß dieser Mixer, als er den Duft der Mischung prüfte, eine gebogene, edle Nase besaß. Mit unendlicher Verachtung ließ der sonderbare Geselle, während er das Getränk umrührte, seine Raubvogelaugen über die Gesellschaft schweifen, doch blieb das hagere, adelige Gesicht völlig korrekt. Einen Augenblick hielt er inne und strich sich mit eigentümlicher koketter Bewegung die aschblonden Haare des Scheitels glatt.

Atemlos fuhr Katkow auf und stürzte an den Bartisch. Diese Bewegung kannte er, dieses Gesicht, diese Augen gehörten nur einem Menschen auf der Welt. Und alles um sich her vergessend schrie er laut auf: „Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!“ Verwischt waren in ihm die letzten achtzehn Jahre seines Lebens. Er hatte sie abgeworfen wie zuvor Rock und Hut.

Der Baron Löschopönen sah von einer Bararbeit auf. Seine Mundwinkel zuckten. Aber er beherrschte sich und sagte leise dem Aufgeregten: „Katkow! Nicht so laut! Du

kannst mich nachher sprechen." Und ruhig und sachlich machte er sich wieder an sein Werk.

Wie konnte Katkow dulden, daß sein Herr für ihn Punsch machte. Er drängte sich hinter den Bartisch, fuchtelte mit den Armen und beanspruchte die Arbeit für sich. Und der Barbesitzer, dem es nur angenehm war, dem Splene eines Millionärs gefällig zu sein, willigte ein.

Löschopönen wollte sich ruhig entfernen, aber Katkow bat ihn Platz zu nehmen, küßte ihm die Hände, und war glücklich, als es ihm gelang, den Herrn zum Bleiben zu bewegen.

Bald spürte der heruntergekommene Baron, wie groß noch immer seine Autorität über den ehemaligen Diener war, und er gewann in seiner seltsamen Lage eine Sicherheit, die sonst nur den vollendeten Abenteurer auszeichnet.

Auf Katkows Gesicht lagerte das verlegene Lachen, das die Leute in der Kutscherstube haben, wenn der Herr unter ihnen ist. Süß war es ihm, auf des Freiherren Wink die Gläser zu füllen. Hörte er die heisere Stimme Löschopönens, so erstanden vor seinen Augen blasse Buchenwälder und Pferdekoppeln. Und wie eine Wand stellte sich zwischen Katkow und seine Gegenwart das alte, gelbe Herrenhaus zu Löschopönen, das die Empirefassade in dem stillen Schloßteiche spiegelte.

Dieses Abhängigkeitsgefühl, das er von den Vätern ererbt hatte, verließ Katkow auch am folgenden Tage nicht, als er mit wirrem Kopfe in seinem breiten, komfortablen Bette erwachte, und der Freiherr, dem er im Hotel Quartier verschafft hatte, vor ihm stand, um sich zu verabschieden. Ungeheuerlich erschien es ihm, daß er in Gegenwart seines Herrn im Bette lag. Tausend Mal bat er um Entschuldigung, veranlaßte den Baron zum Bleiben, warf

sich schleunigst in Wichs und führte seinen Herrn in eine Austernstube. Peinlich war es ihm auf dem Wege, daß Löschopönen an seiner linken Seite ging, und er ruhte nicht, bis sie auf dem Trottoir daher gingen, wie es sich für Katkow ziemte.

Mit dem Rettungsinstinkte, der allen versinkenden Kreaturen eigen ist, ergriff der Freiherr die Lebenschance, die sich ihm bot und spielte die sonderliche Rolle eines armen Herren mit ebensoviel Grazie als Selbstverständlichkeit. Er ließ Katkow für sich zahlen, ließ sich von ihm in den Mantel helfen, die Importen abschneiden, Zündhölzer anzünden, ließ ihn Trinkgelder für sich geben und machte alle seine Wünsche in nachlässigstem Tone geltend, als wäre Katkow nur der Träger seines freiherrlichen Portemonaies. Mit dem seltensten Taktgefühl gegen sich selbst vermied er es, von seiner Vergangenheit zu erzählen, von seinen Spielgeschichten, von der Überschuldung Löschopönens und der Zwangsverwaltung der Güter, die wegen nicht völliger Zurechnungsfähigkeit des Erben verhängt war. Von der Gemütskrankheit der Mutter, die von der Schwester gepflegt wurde, erzählte er, verschwieg aber weislich, daß er mit beiden zerfallen war, und mit einer kleinen monatlichen Rente sich im Lande herumtrieb, die er nach Auszahlung schleunigst verspielte. Auch wußte er sich schlau der Erklärung der Tatsache zu entziehen, daß er den Barkeeperposten angenommen hatte. Der Grund hierfür war sein ewiges, starkes Alkoholbedürfnis. Er deutete aber Katkow dunkel an, daß Ränke seiner Verwandten ihn aus dem väterlichen Besitz gedrängt hätten, die ihn für Verluste verantwortlich gemacht hätten, für die er nichts könne. So habe einmal ein Diener, auf den er vollstes Vertrauen gesetzt habe, ihm die Summe von 15000 Talern gestohlen.

Wie konnte sich Katkow denken, daß er selbst mit diesem Diener identisch war! Ihn ergriff es nur tief, von dem schlimmen Zustande auf Löschopönen und der Krankheit seiner alten Herrin zu hören.

So gab er denn seinem Herren fürs erste einen großen Chek, um die beengte Lage der Damen zu mildern. Dies Geld erreichte die Riviera nie, sondern verlief sich in Goldstücken auf dem grünen Tische einer Spielhölle, die Löschopönen zu frequentieren liebte. Als Katkow nach einigen Tagen den Baron der Ordnung halber fragte, ob eine Empfangsbestätigung schon eingelaufen sei, antwortete der von oben herab: „Ja!" In seinem Innern aber begann ein ohnmächtiger Zorn gegen den Menschen zu erwachen, der sein Knecht war und ihn bevormunden wollte. In seinem morbiden Hirne hatten sich alle tatsächlichen Lebensverhältnisse seines Daseins allmählich verkehrt. Er hatte so oft von den gestohlenen 15000 Talern und von der erfolglos gegen Katkow eingeleiteten Strafverfolgung erzählt, daß er selbst steif und fest an diese erlogenen Ausreden glaubte, mit denen er sein Schicksal vor sich und anderen beschönigte. Als Katkow ihm am Bartische gegenübertrat, war diese Lüge im Augenblicke erloschen. Aber als Katkow für ihn zahlte, ihn als Herrn verehrte, war ihm das wie eine geheime ersehnte Anerkennung seiner Märchen. Doch mit der eigentümlichen, energielosen Scheu des Lebenslügners sprach er seine Gedanken nie gegen Katkow aus.

Er fraß seinen Groll in sich hinein. Und diese Nervenspannung im Verein mit aufreibenden Spielnächten und unmäßigem Sektgenuß führten in vierzehn Tagen einen körperlichen Zusammenbruch herbei, der unter Umständen erst in Monaten erfolgt wäre.

Katkow pflegte ihn mit aller Hingebung. Er konsultierte einen bedeutenden Arzt, empfing aber wenig Trost. Das einzige, was der Herr Inspektor tun könne, sagte der Professor, sei, den Baron möglichst bald auf seine Güter zu verbringen. So fuhren denn die beiden durch Bestimmung und Schicksal seltsam verbundenen Menschen nach Ostpreußen.

Mit überströmendem Gefühle stand Katkow eines Tages vor dem Herrenhause, das seine Fassade im Schloßteiche spiegelte, und sah seine Koppeln und Buchenwälder wieder. Allein seinem an große Verhältnisse gewöhntem Blicke erschien alles kleiner und ärmlicher geworden. Keines der alten bekannten Gesichter trat ihm vor Augen. Der arge Mißstand der Wirtschaft entging ihm nicht. Anders war alles, wie es ihm der Traum seines verborgenen Heimwehes gespiegelt hatte.

Doch seine Ergebenheit gegen den Baron verminderte sich nicht. Sogleich ging er an die Arbeit, Löschopönen wiederherzustellen, so wie er es sich gedacht hatte, und bald war er durch seine Tüchtigkeit Herr der Güter, da alle Gläubiger selbstverständlich ihm und seinem Geldbeutel entgegenkamen. Doch in der Gegend ward er allgemein für den Gutsinspektor gehalten, den der gnädige Herr infolge einer großen Erbschaft sich hatte engagieren können.

Als freiwilligen Gutsinspektor fand ihn auch Lena wieder, die die dauernde Entfernung ihres Gatten nicht mehr ertragen wollte. Sie traf ihn zu ihrer Verwunderung in Jagdmütze, Schaftstiefeln, Joppe, mit einer kurzen Jägerpfeife im Munde und einem beginnenden Schnurrbarte auf der Oberlippe, wie er anordnete, daß das Scheunentor genau denselben Anstrich von braunroter Farbe er=

hielte, den es vor achtzehn Jahren getragen hatte. Lena sah Katkows Erklärung seiner freiwilligen Unterordnung: „Ich muß für den Baron sorgen, er ist mein Herr!“ nicht ein. Und da sie den wahren Grund irgendwo anders suchte, nahm sie mit dem Freiherren Fühlung, um von ihm das Geheimnis ihres Gatten zu erfahren.

Oft saß Löschopönen in Mäntel gehüllt und die Beine im Fußsacke verwahrt auf der Terrasse und starrte auf das Wasser des Schloßteiches, das grün war von fetter Entengrütze. Doch lange litt es ihn nie am selben Flecke. Er schellte und ließ sich in das Spielzimmer hinauftragen. Zwanzig Male am Tage mochte das geschehen. Kam Katkow und erzählte ihm von vorrückenden Arbeiten, so nickte er mechanisch mit dem abgezehrten, graublonden Kopfe und ließ sich unter irgend einem Vorwande Geld geben. Am Abend aber wurden alle Fenster des Spielzimmers verhängt, die Kerzen angezündet, eine grüne Decke war über den runden Tisch gebreitet, und der Freiherr gab drei imaginären Spielern Karten. Aus einem mächtigen silbernen Punschkessel schenkte er sich selbst das schwere Getränk in ein großes Kristallglas und pointierte gegen seine eingebildeten Gäste. Heiser lachte er auf, wenn ein gutes Blatt sich zeigte, und fluchte, wenn er als Bankhalter verlor.

Frau Lena begann diesem einsamen Menschen Gesellschaft zu leisten. Ihre Schlankheit, ihr braunblondes Haar, ihre gebräunte klare Haut und ihre tiefe, leise Stimme übten auf den erschlafften Geist des Freiherren einen sonderlichen Reiz aus. Er ward lebhaft in ihrer Gegenwart und erzählte in ununterbrochener Reihenfolge alle Kavalierswitze, Anekdoten und Zoten, die er in seinem bewegten Leben aufgehäuft hatte. Sie aber hielt trotz

ihres Widerwillens an seiner Seite aus, um zu erfahren, warum sich Katkow gerade diesem erbärmlichen Menschen unterordnete.

Mit jedem Tage ward der Baron begehrlicher. Diese Frau zu besitzen war der einzige Wunsch, der noch in seinem verblödendem Hirne wach war. Er zitterte vor Erregung, wenn Lena in die Tür trat. Er erhob sich, wankte ihr eilfertig am Stocke entgegen. Die in den Höhlen versinkenden Augen flackerten auf, und mit zitternder Hand gab er dem Scheitel auf dem kahl werdenden Kopfe einen koketten Schwung. Zum hundertsten Male erzählte er seine lasziven Kavalierwitze und suchte dabei die Hand Lenas zu ergreifen.

An einem trüben Nachmittage, als beide in der dunklen Halle am Kamine ihren Tee nahmen, trieb er es so weit, den Arm um Lenas Hüfte zu schlingen. Bestimmt machte sich die Frau von ihm los mit den Worten: „Haben Sie vergessen, Baron, daß Katkow Ihr Freund ist?"

Der Oberkörper des Freiherren sank in den Lehnstuhl zurück. Seine Augen erweiterten sich, ein breites Grinsen trat auf seinen Mund: Katkow sein Freund! Ausgerechnet Katkow, sein ehemaliger Pferdeknecht, der ihm mit 15000 Talern durchgegangen war, und dafür noch 10 Jahre im Gefängnis abzusitzen hätte! Katkow könne froh sein, daß er ihn aus Gnade seine Schuld abverdienen und ihn nicht wie er ginge und stände in Ketten legen ließe.

Da ward es Frau Lena klar, warum sich Katkow in die Hand des Barons gegeben hatte, und die Zornesröte stieg ihr in die Wangen. Der Freiherr aber sagte ihr höhnend, es wäre weniger schimpflich, die Freundin eines Barons zu sein, als die Gattin eines Diebes.

Frau Lena verließ ihn schweigend. Sie ging mit sich über das Gehörte zu Rate. Über die längst verschollene Tat ihres Gatten kränkte sie sich weniger, als über seinen Mangel an Vertrauen zu ihr. Als Afrikanderchristin, deren Vorfahren ihr Dasein durch Landraub und Viehdiebstahl begründet hatten, wußte sie, daß ein jeder der Sünde anheimfallen muß. Einsicht und Reue über die Tat forderte ihr religiöses Empfinden, und beides hatte Katkow durch sein Tun und seine Arbeit bewiesen. Aber er hätte ihr diese Sünde nicht verhehlen dürfen. Ihr christliches Recht war es, die Lasten ihres Gatten tragen zu helfen.

Dann kamen ihr wieder Bedenken, ob Löschopönen die Wahrheit gesagt hätte. Darum verriet sie ihrem Gatten vorerst nichts von ihren Zweifeln, sondern fuhr nach Königsberg und setzte sich mit einem zuverlässigen Rechtsanwalte ins Einvernehmen.

In kürzester Frist erfuhr sie, daß ein Gutsangehöriger von Löschopönen vor achtzehn Jahren wegen schweren Diebstahles zu zehn Jahren Gefängnis in contumatiam verurteilt sei, und erfuhr des weiteren, daß die Staatsanwaltschaft bereits Nachforschungen gegen ihren Gatten leite, daß aber der verwirrende Umstand seines Aufenthaltes beim Freiherrn bisher weitere Schritte noch hintangehalten habe.

Mit diesen Ergebnissen kehrte Frau Lena am nächsten Abend nach Löschopönen zurück, wo Katkow sie, über ihr plötzliches Ausbleiben beunruhigt, mit hastigen Fragen empfing.

Sanft zog sie den Gatten in einen abgeschiedenen Teil des Parkes und erzählte mit klarer, beherrschter Stimme die Tatsachen, die sie in den letzten Tagen erfahren hatte. Sie spürte, wie Katkows Hand in der ihren eiskalt wurde.

Seine Züge konnte sie in der Dunkelheit nicht erkennen. Mütterlich legte sie ihm ihren Arm um den Nacken, um ihm ihre Liebe zu zeigen. Er aber atmete auf und fragte: „Zehn Jahre Gefängnis, sagst du? Und verurteilt!?"
Ohne darauf zurückzukommen, damit sie seinen Mannesstolz schone, setzte sie ihm auseinander, sie müßten noch in dieser Nacht mit Hinterlassung aller Koffer und Effekten Löschopönen verlassen, und müßten über Königsberg, Haparanda, Karlskrona Kopenhagen zu erreichen suchen. Von da könnten sie mit guter Schiffsgelegenheit über St. Thomas, Galveston, St. Franzisko, Melbourne nach Kapstadt gelangen. Bis ins kleinste hatte sich die kluge Frau die Route zurechtgelegt.

Als sie geendet hatte, fragte Katkow mit heiserer Stimme nur das eine: „Du glaubst es also, Lena?"

Sie wagte nicht zu antworten. Als sie sich aber an ihn schmiegte, spürte sie, daß sein Herz langsam und gewaltsam schlug.

„Sie glaubt es!" schrie Katkow auf. Dann schob er sie mit plötzlicher Bewegung von sich und begann mit langen, schweren Schritten auf das Schloß loszustürmen, wie ein Stier, der die Hörner senkt.

Vergeblich rief ihm Lena nach. Er hörte nicht auf ihren Ruf.

„Sie glaubt es!" Dieser Gedanke machte Katkow an sich und seinem Weibe irr und trieb ihn blind vorwärts. Atemlos hielt er in seiner Laufesart erst inne, als er aus dem Dunkel des Parkganges herausstürmte und die geliebte Silhouette des Herrenhauses sah, die sich schwarz am dunklen Himmel abzeichnete. Beide Hände preßte er auf die schmerzhaft gespannte Brust. Dieses Löschopönen war sein Lebensgedanke gewesen während der achtzehn Jahre,

da er in der Fremde war. Gottheiten der Heimat waren für ihn die Herren des Schlosses gewesen! Und diese Herren auf Löschopönen hatten ihn zum Diebe gemacht, hatten ihn verurteilen lassen. Und sein Weib glaubte es! Mußte es glauben! Es durchströmte ihn heiß. Er sah sich in warmer, flimmernder Luft mit ein paar wetterharten Männern. Sie schritten neben einem gertenschlanken Mädchen im schwarzen Reitkleide hinter einem ungehobelten Sarge über den Geröllboden des Feldfriedhofes dahin. Ein graubärtiger Holländer las mit schwerer Stimme einige Verse der Bergpredigt. Schollen fielen auf den Sargdeckel und weinend lehnte sich das Mädchen an ihn. Sanft strich er über ihre glänzenden braungoldenen Haare. Sie blickte auf und schaute ihn an mit klaren Augen voller Vertrauen und Glauben. Und jetzt hielt Lena ihn für einen gemeinen Dieb! Und dann sah er ein anderes Frauengesicht vor sich: Sein Freifräulein mit aschblondem Haare. Heiß brannten ihre Tränen auf seinen Händen, während sie für ihren Bruder bat. Und auch sie hatte ihn mit verurteilen lassen, wie einen Dieb! Auch die Freifrau! Alle! Alle! Und Lena glaubte es!

Wieder trieb es ihn vorwärts. Eine seltsame Schwäche überkam ihn, die Schwäche der Unschuldigen, die unter der Last der Beschuldigung zu erliegen drohen, und in dem Gefühle der Verstricktheit mit dem Kainszeichen der Schuld gebrandmarkt erscheinen! Doch der Gedanke an sein Weib gab Katkow neue Kraft. Der Baron sollte vor ihren Ohren bekennen, daß er selbst der Dieb wäre. Das wollte Katkow erzwingen.

Er riß die hohe Flügeltür auf, die in das Spielzimmer führte, wo Löschopönen sich abends aufhielt.

Vierundzwanzig Wachskerzen, die von einer Krone aus Hirschgeweihen getragen wurden, ließen ihr Licht auf den runden Tisch in der Mitte des Raumes herabfließen, der mit grünem Tuche bedeckt war. Drei Kartenhäufchen lagen auf der grünen Fläche fächerförmig ausgebreitet, und neben jedem Haufen blitzten Goldstücke und lagen Päckchen von Banknoten. Über dem Tisch lag mit ausgebreiteten Armen der Freiherr, sodaß er dem Auge Katkows fast den silbernen Punschkessel verdeckte, der neben ihm stand.

„Lena! Katkow! Ich!" murmelte er, und spielte für seine drei imaginären Partner aus. „Lena! Katkow! Ich!" Dann lachte er blöde.

Katkow ließ die Tür ins Schloß fallen. Löschopönen fuhr auf und glotzte ihn mit hängendem Kopfe an. Sein Gesicht war entsetzlich von Alkohol aufgedunsen, denn anders hatte er den Gedanken an Lenas Verschwinden nicht verwinden können. Die geschwollenen Adern lagerten auf seinen eingesunkenen Schläfen wie blaue Würmer. Das unrasierte Kinn war feucht von Speichel. Mit klappendem Unterkiefer stammelte er noch einmal: „Lena! Ich!"

Katkow trat auf ihn zu. Plötzlich überkam ihn die Klarheit, daß er einem Idioten gedient hatte.

„Wie kommst du dazu, Katkow, ohne anzuklopfen bei mir einzutreten!" schnarrte der Freiherr ihn im alten herrischen Tone an.

Katkow fand kein Wort. Mit drei mächtigen Schritten und geballten Fäusten trat er an den Tisch.

„Du willst mein Geld stehlen!" kreischte der Baron auf. „Mein Geld! Dieb! Dieb! Ins Gefängnis mir dir! Dieb! Dieb!" Und dabei breitete er schützend seine Arme

über den Tisch und schrie, als sollte es ihm ans Leben gehen.

Das Wort Dieb zerbrannte in Katkow alle Hemmungen, wie ein Blitz, der in eine elektrische Leitung schlägt. Er stürzte sich auf den Freiherrn und hielt ihm den Mund zu, um die entsetzliche Stimme zu ersticken. Er fühlte einen Biß in seine Hand und hörte die Stimme wieder den Raum durchgellen. Da nahm er Löschopönens Kopf und suchte ihn in den Punschkessel zu drücken. Aber der Kessel war zu klein. Doch mit ein paar Schlägen hämmerte er den widerspenstigen Schädel in die Öffnung. Bis zum Kinn zwängte er den Kopf hinein, trotz der verzweifelten Gegenwehr des anderen Gliederbündels.

Atemlos hielt er inne. Nur ein schwaches Gurgeln erklang noch. Dann aber reckte sich der dürre Körper auf, beide Arme griffen verzweifelt in die Luft, und hilflos taumelte der silberne Kopf hin und her. Wild und phantastisch erschien diese Figur im schwarzen Schlafrocke mit dem Haupte, das an ein Seeungeheuer oder an einen Turnierhelm der Ritterzeit gemahnte.

Katkow war von Angst erfaßt. Der Freiherr mußte ersticken! Und er sprang hinzu, und suchte den Kopf aus der tödlichen Umklammerung zu befreien. Allein das geschwollene Fleisch hielt fest. Nicht einen Millimeter breit vermochte er den Kessel zurückzuziehen. Schon sank der Körper kraftlos zuckend zu Boden. Katkow verzweifelte. Er sah sich nach einem rettenden Werkzeuge um. Er griff in die Taschen und fand sein Jagdeinschlagmesser. Mit Kraft schlug er es in den Boden des silbernen Kessels. Das Messer biß ein. Er faßte Hoffnung. Er stemmte die Klinge mit aller Kraft in die Lücke, und ob es ihm selbst auch die Finger zerriß, er bog den Boden des Kessels auf.

Wie heißes Blut ergoß sich der Punsch über den Teppich.

Katkow fuhr zurück. Aus der Öffnung starrten ihn die aufgerissenen Augen seines Herren an. Au fden zusammengezogenen, verbrühten Gesichtszügen hatte der Tod ein grelles faunisches Grinsen entstehen lassen.

Der kleine Franz

Eine Geschichte, die vor zehn Jahren in Schwabing passierte

Einst saßen in einer bekannten Kneipe in Schwabing, deren Wirt vor Jahren selbst Künstler war, drei Männer, ein Bildhauer, ein Maler und ein Schriftsteller traurig beisammen, denn der Monat war noch nicht zur Mitte gelangt, das Geld aber war bereits bis zum neunundzwanzigsten vorausgelaufen.

Als der joviale maecenatische Wirt die traurigen Gesichter der jungen Leute erkannte, schritt er auf sie zu, nahm an ihrem Tische Platz und erkundigte sich teilnehmend nach dem Grunde ihrer Traurigkeit.

Den aber so einfach angeben mochten sie nicht, da sie alle bei dem wackern Manne bereits hoch in der Kreide standen. Dem Bildhauer kam eine Idee, er deutete auf den Maler und sagte abrupt: „Heute ist der Arme Vater eines prächtigen Knaben von zehn Pfund Gewicht geworden, und weiß nicht aus noch ein, wie er für das Kind sorgen soll!"

Die Tränen traten dem Wirte bei diesen schlichten Worten in die Augen, er fühlte den ganzen Jammer der jungen Leute: „Ich kenne das," meinte er, „aber Kopf hoch, das werden wir bald im Lot haben!" — Und er ging fort, holte eine Flasche deutschen Sekt, ließ das Kind, die Mutter und den Vater leben, und legte noch zwanzig Mark auf den Tisch für die „Mutter" des Kindes. Bald hatte sich unter den Kassiererinnen[1]) die Märe verbreitet. Eine nach der andern kam zu dem so plötzlich Vater gewordenen Maler und gratulierte ihm. Sie steuerten für das Kind zu-

1) In München heißen die Kellnerinnen, die ein Revier unter sich haben, Kassiererinnen, und ihre Beihilfen Wassermädchen.

sammen, und versprachen, Hemdchen zu nähen, Jäckchen zu klöppeln und die Ausstattung zu beschaffen.

Der Maler saß wie auf Kohlen, der Schriftsteller hatte tausend Flöhe der Nervosität in seinen Hosen, nur das Viech, der Bildhauer saß ruhig dabei und sagte: „Nun haben wir schon 50 M. Plus."

Jeden lieben Tag wurden die drei nun nach dem Kinde gefragt. Jeden Tag mußten sie Geschichten erzählen — —. Um sich dem guten Wirte erkenntlich zu erweisen, nannten sie das Kleine nach ihm Franzl.

Der Maler bekam jeden Tag ein Henkeltöpfchen mit Bouillon und Fleisch für die Wöchnerin mit heim. Auf die Dauer aber wurde es für alle drei ein Kreuz, denn jeden Tag Säuglingsgeschichten zu erzählen ist nicht leicht, einem Vierten durften sie es doch nicht gestehen. Endlich kam die eine Kassiererin darauf, das Kind zu besuchen. Da mußte sich das Modell des Malers ins Bett legen und ein Kind wurde schnell gepumpt, damit die Kassiererin ihre Freude hätte.

Es entwickelte sich wirklich eine sehr rührende Szene in dem Atelier, und am nächsten Tage waren in dem Restaurant Wunderdinge über das prächtige, kluge und überaus große und starke Kind verbreitet! In der Eile hatte man sich nämlich ein zweijähriges pumpen müssen.

Endlich wurde es den Dreien zu bunt! — Vierzehn Tage lang gingen sie schnöde nicht mehr in das Stammlokal, und kamen dann mit betrübten Mienen wieder. Sogleich wurden sie nach dem Kinde gefragt. Da erzählten sie, es wäre gestorben und begraben. Diphteritis wäre es gewesen! Und sie sahen sich melancholisch an. Doch wurde es ihnen sehr übel genommen, daß sie den Tag und die Stunde des Begräbnisses nicht mitgeteilt hätten.

Die Kassiererinnen erkundigten sich dann wenigstens nach dem Grabe. Der Bildhauer gab auf dem Schwabinger Kirchhof einen frei erfundenen Platz an. Daran, daß die Mädchen hinausgehen würden, dachte er nicht.

Aber die Mädchen hingen an dem kleinen Franz, und zwei suchten an einem stillen Wochentage, als sie Ausgang hatten, das Grab auf und fanden auch eines, das der Beschreibung des Bildhauers entsprach. Das schmückten sie still mit Blumen und wiederholten es an vier Wochen lang.

Da aber trafen sie eines Nachmittages auf eine Frau, die mit ihnen auf das Grab zuschritt und sehr patzig fragte: „Was sie da zu suchen hätten?" „Wir schmücken nur das Grab des kleinen Franzl," gab die ältere Kassiererin zur Antwort. Da kam sie aber bei der Frau schön an — — die schimpfte auf sie los und verbat sich das. — Es gab eine Mordsszene auf dem Friedhof.

Die Kassiererinnen kamen aufgeregt in das Lokal zurück und erzählten: „Es wäre doch für den Herrn Kunstmaler und auch für den kleinen Franz gut, daß der kleine Franz gestorben wäre, denn die Mutter des kleinen Franz wäre so viel bös!" —

Danach war der kleine Franz endgültig begraben.

Abenteuer eines Münchner Studenten

An einem schönen, warmen Frühlingsabend, als die Glocken sieben Uhr kündeten, erwachte ich auf der Piazza zu Venedig gleichsam aus einem schönen Traume. Mit plötzlichem Schreck griff ich nach meinem Portemonnaie. Aber so viel ich darin suchte — ich fand nicht mehr und nicht weniger als vier Lire und zwanzig Centesimi. Damit mußte ich nach München gelangen und sollte auch noch drei Viertel des Mai daselbst leben. Aber freilich, das letztere wäre mir als Student nicht allzuschwer gewesen, gibt es doch in der Isarstadt Cencis und Maries, die dem Studenten immer pumpen! Doch von Venedig über den Brenner nach München zu gelangen — das war die Frage! Nach Hause konnte ich nicht schreiben, denn dann wäre ja mein Abenteuer, das mich in den letzten fünf Tagen alles vergessen ließ und zu diesem Narrenstreich verleitet hatte, herausgekommen.

An einem der letzten Apriltage war nach München die Gesellschafterin meiner Tante gekommen, um über Venedig nach Ragusa zu ihrer Herrin zu fahren. Ich hatte das junge Mädchen auf unserem Gute flüchtig kennen gelernt. Dort war sie mir, da sie ein paar Jahre älter war und ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren schon ganz was anderes vorstellt als ein Kerl von zwanzig Jahren, bedeutend überlegen gewesen. Nun aber war sie auf der Reise, unsicher, allein. In München hatte sie niemanden als mich. Also war sie von einer blonden, rührenden Hilflosigkeit, die mich vollkommen aus dem Sattel warf ihr zu Füßen, und bereitwillig stellte ich ihr meine doch so kostbare Studienzeit zur Verfügung. Schließlich fuhr ich — ich weiß nicht, wie ich dazu kam — mit ihr nach Insbruck, denn

das ist ja so nahe, und dann nach Bozen, das ist ja nicht viel weiter, und schließlich war ich mit ihr in Venedig — ich weiß nicht wie!

Sie war eine außerordentliche Reisegefährtin. Und wenn ich daran zurückdenke, so sage ich mir, so etwas können nur zwei zwanzigjährige Menschenkinder machen. Wir fuhren in der verzwicktesten Situation, unschuldig wie zwei junge Turteltauben, gen Süden. In Venedig verbrachten wir noch zwei traumhaft schöne Tage, aus denen mir nur eine Gondelfahrt zu zweien bei mondloser Nacht von Murano nach der Riva Schiavoni herüber in Erinnerung geblieben ist. Auf dieser Fahrt hatte sie sich eng an mich angeschmiegt. Und am nächsten Abend brachte ich sie auf ihr Schiff, das nach Ragusa fuhr.

So stand ich denn vor San Marco und meditierte: Nach Hause telegraphieren kann ich nicht, denn dann kommt alles heraus. — Und so setzte ich mich denn an einen Tisch des Café Florian, notierte mir im Notizbuch die Namen der kreditfähigen Freunde zusammen und schrieb in meiner Not ein halbes Dutzend Briefe. Wem wäre auf einer Tour so etwas noch nicht passiert, zumal in der Studentenzeit!

Nun galt es ein Nachtquartier zu suchen. Italienisch redete ich wenig und so war ich denn glücklich, als ich mit einem ziemlichen Katzenjammer behaftet an der Riva Schiavoni entlang bummelte und neben einem verfallenden Palazzo ein Haus fand, das gerade so aussah, wie Wirtshäuser in einem pommerschen oder mecklenburgischen Seehafen. Es war ein Haus mit schiefem, deutschem Dach, einem Parterre und einem Stockwerk. Vor der vorgeschobenen Veranda stand ein Mast mit der deutschen Flagge.

Ich trat ein, und um etwas zu genießen, bestellte ich ein paar Eier. Der Wirt war ein Mann mit großem, grauem Bart und trug ständig graue Zwirnhandschuhe, die er über die dicken Finger gezogen hatte. Er behauptete, er hätte sie bei einem Brande so fürchterlich verbrannt, daß er ihren Anblick keinem Menschen zumutete. Und grau trüge er deshalb, weil er meistensteil grau trage. — Wir kamen ins Gespräch. Ich erzählte, ich hätte mein Reisegeld nicht richtig tariert, ich erwartete Geldsendungen erst in einiger Zeit, meine Koffer wären auf der Grenzstation liegen geblieben. Er bot mir ein Zimmer an und ich blieb die Nacht dort. Am andern Tag bummelte ich durch die Stadt und genoß mit seltener Intensität all die Schönheit der Baudenkmäler, verlorenen Winkelchen und Plätze, denn an allem haftete noch die Erinnerung meiner blutjungen Erlebnisse. Jetzt erst setzte die Phantasie ein und ich erlebte das fortgereiste Mädchen als Freundin, als Geliebte, und eine bittere Sehnsucht, die doch sehr süß war, durchrieselte mich, denn es gibt ja keine Stadt, in der ein Geschlecht so des anderen bedarf wie gerade in Venedig.

Ich aß in diesen Zeiten wenig. Denn ich traute mich nicht. Ich lebte zum ersten Mal in einem Gasthaus auf Pump. Ich besaß nicht die freie großzügige Miene, die man als kreditfähiger Korpsstudent und Leutnant sich so leicht erwirbt. Mit schlechtem Gewissen speiste ich sparsam und kärglich, so daß es Vater Neumann, meinem wackeren Hamburger Wirt, auffiel, und er mich ins Gebet nahm. Ich entwickelte ihm meine Lage. Ich müßte bestimmt Geld bekommen, aber vorläufig wäre es mir unmöglich, irgend etwas bar zu bezahlen.

Ein weiterer und noch ein weiterer Tag ging dahin.

Ich kam mir wie der fürchterlichste Verbrecher und Hochstapler vor.

Vater Neumann, der meine Kümmernis bemerkte, sagte am dritten Morgen zu mir: „Vielleicht wollen Sie sich inzwischen nützlich machen? Wie wäre es, wenn Sie sich als Fremdenführer betätigten? Ich gehöre zur Liga, die für die Unterhaltung und Bedürfnisse der Fremden sorgt."

Mit beiden Händen griff ich zu.

„Wir wollen doch aber erst sehen, ob Sie sich auch dazu qualifizieren", meinte Vater Neumann. „Gehen Sie jetzt erst einmal mit mir in die Akademie und erklären Sie mir ein paar von den Bildern."

„Oh, ich habe Kunstgeschichte studiert," sagte ich, „und beherrsche die Materie vollkommen. Venedig hat mich immer besonders interessiert. Übrigens habe ich auch zwei Vettern, die über Venedig ihre Doktorarbeit gemacht haben."

„Also kommen Sie mit!" schloß Vater Neumann das Gespräch. Wir fuhren zur Akademie. Ich führte Vater Neumann begeistert vor Tizians Assunta und erklärte ihm den herrlichen Linienfluß, die wunderbare Bewegung der Aufschwebenden, erläuterte ihm, wie herrlich das Rot zu dem Blau stünde, legte ihm die Harmonie, die in der Verteilung der Farbenmasse bestand, dar, entwickelte die Gesetze des Renaissanceaufstehens und -fliegens, zitierte Aussprüche aus Vasari und dem großen Kunstgelehrten Kunibald Mayer aus Berlin. Ich war meiner Sache so sicher, daß ich immer noch fortredete, als Vater Neumann sich schon gelangweilt abgewandt hatte.

„'s isch nüscht", sagte er gelassen, „so hört Ihnen kein Huhn und kein Hahn zu."

Ich wor niedergeschmettert. „Es ist aber alles wahr, was ich Ihnen gesagt habe," verteidigte ich mich, „ich habe dieses Bild studiert, ich beherrsche dieses Bild. Als ich im kunsthistorischen Seminar einmal darüber geredet hatte, bin ich von meinem Professor gelobt worden!"

„Es paßt aber nicht für die Masse," meinte Vater Neumann. „Ich werde Ihnen einmal einen Mann vorstellen, der seine Sache versteht." Und damit gingen wir vor ein Bild Paolo Veroneses, das von einer Menschenmenge belagert war und vor dem ein Mann stand, dessen Arme und Rockschöße wie Windmühlenflügel durch die Luft sausten. Mit befehlshaberischer, greller Stimme stieß er heraus:

„Dies, meine Herrschaften, ist die Geliebte des Künstlers. Hier, meine Herrschaften, sehen Sie den großen Edelmann Grimani. Neben ihm sitzt — der mit dem großen schwarzen Bart ist es — der, der ihn nächtlicherweile im Canaletto ermordete. Dort drüben steht das Haupt vom Rat der Fünf und suchte sich gerade das nächste Opfer aus, das er verschlingen will. Dies hier ist die große Edeldame Fosquarello, die in jedem Jahre fünfhundert Geliebte hatte, und dieser sanftblickende Mann hat uns die Geschichten dieser Personen alle erzählt."

Die Blicke der den gestikulierenden Mann umstehenden deutschen Wanderer glühten vor Bewegung und Skandalsucht. Besonders die Dame mit den fünfhundert Geliebten hatte es ihnen angetan. Sie war etwas dekolletiert abgebildet und sah ziemlich stumpfsinnig aus. Aber die Deutschen kitzelte es, das zu hören. Und seltsam banausische Ausrufe wurden laut: „'s ischt doch unerhört! 's ischt doch interessant!" Dann strömte die Masse vor ein anderes Bild.

„Sehen Sie, das ist Herr Cäsar Schmidt, gebürtig aus Chemnitz!" sagte Vater Neumann. „Der versteht sein Metier. So müssen Sie die Sache erklären. Was verstehen die Leute von Farben und Linien in unserem Jahrhundert der Tatsachen! Erzählen Sie, was die Leute gemacht haben, wen sie erstochen, ermordet oder geliebt haben. Darauf kommt es an!"

„Aber man kann das doch nicht von jedem wissen," sagte ich entsetzt.

„O doch," meinte Vater Neumann, das müssen Sie wissen und schließlich, wenn Sie davorstehen, werden Sie es auch wissen." Darauf rief er Herrn Cäsar Schmidt zu sich heran und sagte ihm einige Worte. Dieser, ein schlanker Herr, mit einem gewaltigen, braunroten Schnauzbart und buschigen Augenbrauen, kahler Platte, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Sie sehen hoffnungsvoll aus, Sie sehen verheißungsvoll aus, Sie werden es schon machen."

Ich aber ging bekümmert mit Vater Neumann durch die anderen Säle und beschwor ihn, das könnte ich nicht. Aber Vater Neumann sagte: „Ja was glauben Sie denn eigentlich? Sie sind mir jetzt über sechzig Lire schuldig. Wie denken Sie sich denn das? Übermorgen kommen Sie ran. Ich habe es schon mit dem Portier vom Hotel Luna ausgemacht. Ich bekomme zunächst Ihr Honorar, verköstige Sie und liefere Ihnen freien Wein, das heißt, nicht mehr als einundeinhalb Liter im Tag. Die Trinkgelder haben Sie mir abzuliefern. Wenn Sie Ihre Schuld bei mir abbezahlt haben, ziehe ich Ihnen den Betrag für die Pension ab. Den Rest können Sie behalten. Jetzt überlegen Sie sich das einmal. Orientieren Sie sich noch in der Stadt und gehen Sie nachher in den Dogenpalast. Dort treffen

Sie Cäsar Schmidt. Er wird Sie noch über das Weitere instruieren."

Ich wurde also von Herrn Cäsar Schmidt instruiert. Er zog mir ein schäbiges, blaues Samtjackett an, wand um meinen Bauch eine rote Schärpe, setzte mir einen zerlöcherten, aber gut patinierten Kalabreser auf und erklärte mir, ich hätte mich für einen Münchener Künstler auszugeben. Alsdann nahm er mich ein paarmal auf seine Wanderungen mit am Vormittag und Nachmittag, darauf rechnete er mir dreißig Lire Unterrichtsgeld an, die ich ihm später zu zahlen hätte. Und endlich fuhr er mit Vater Neumann, der sich neue graue Zwirnhandschuhe angezogen hatte, und mir zum Hotel Luna. Hier wurde ich dem Portier vorgestellt, einem mächtigen Manne von wohlwollendem Äußern, dessen Kopf Ähnlichkeit hatte mit einem großen Staatsminister. Scaëvola hieß der Mann und sprach ziemlich gut deutsch. Er sagte mir zu, ich würde am nächsten Tage ein paar Herrschaften zu führen haben und beschied mich auf den Morgen um acht Uhr dreißig.

Ich muß gestehen, ich schlief in dieser Nacht ebenso schlecht wie vor meinem Abiturium. Schon um sechs Uhr zog ich mich an und ging zwei Stunden lang an der Riva Schiavoni spazieren und repetierte nochmal im Kopf, was ich mir bei den einzelnen Kunstwerken vorgenommen hatte.

Etwas nach $^{3}/_{4}8$ Uhr holte mich die Gondola ab, die von dem Sohne Vater Neumanns nach dem Hotel Luna gesteuert wurde. Der Portier nahm mich in Empfang und führte mich in das Sprechzimmer, stellte mich dort einem Herrn vor, den er Dottore nannte. Er war ein kleiner Herr mit kahlem Haupt, trug einen langen, wohlgepflegten Vollbart, auf seiner Kartoffelnase war eine goldene Brille. Seine etwas ausgetrockneten Glieder staken in ei-

nem Pfeffer- und Salzanzug. In der rechten Hand hielt er einen silberbekapselten Bleistift, in der Linken ein Notizbuch. Ich hielt ihn für einen wohlhabenden Kaufmann oder etwas Ähnliches zunächst, denn ich besaß damals noch wenig Menschenkenntnis.

Er sagte: „Sie heißen?"

Ich hatte ein Pseudonym gewählt und erklärte ihm: „Ich heiße Bernhard Sack."

„Sie sind geboren?"

Ich dachte, ich sollte einen Schritt zurücktreten — und sagte aufs Geratewohl: „In Lüneburg."

„Gut. In welchem Jahr?"

Ich trat wieder einen Schritt zurück und sagte dann verschämt: „Im Jahre 1880."

„Sie sind etwas unpünktlich gekommen. Es ist bereits drei Minuten nach der verabredeten Zeit. Allerdings, auch meine Frau läßt warten."

Immer noch mußte ich dieses Individuum bestaunen, aus dem ich nicht klug werden konnte. Da trat die Frau herein, eine reizende Blondine mit frischem Gesichtchen, die ein weißes Kleid hübsch kleidete. Sie eilte auf ihren Gemahl zu und sagte:

„Lieber Philipp, ich bitte dich tausendmal um Entschuldigung, daß ich noch nicht fertig bin, aber ich habe eine so entzückende Fruchtgondel vorbeiziehen sehen."

„Du hättest auch nachher Zeit gehabt, Fruchtgondeln anzusehen!" antwortete der Herr Gemahl. „Im übrigen hast du vergessen, daß wir heute in Galerien gehen und hast den leichten Rock angezogen. Baedeker warnt doch ausdrücklich davor und rät, man solle sich wenigstens die untere Hälfte des Körpers mit einem warmen Wollrocke bekleiden."

Ich fuhr abermals einen Schritt zurück und wagte zu bemerken: „Aber, Herr Doktor, in der jetzigen Jahreszeit dürfte das Kostüm der gnädigen Frau doch vollkommen ausreichend sein!"

Da aber traf mich ein Blick, der, wäre er eine Stricknadel gewesen, mich unbedingt aufgespießt hätte. „Sie haben zu schweigen und nur zu antworten, wenn Sie gefragt werden!" herrschte er mich an.

Mir wurde dieses gewalttätige Individuum immer unklarer. Ich folgte dann demütig in die Gondel, wobei mir die junge Frau einen Blick zuwarf, der mich um Verzeihung zu flehen schien.

Wir fuhren zunächst zum Dogenpalaste. Als wir davor standen, wollte ich mit meiner romantischen Geschichte von der Flucht Casanovas aus den Bleikammern loslegen. Da traf mich aber wieder der Blick und der Herr schnauzte mich an: „Sie haben zu antworten, wenn Sie gefragt sind." Ich kam mir vor wie ein Schüler. Da fragte das Individuum:

„In welchem Jahre wurde die Westfassade des Dogenpalastes erbaut?" Mein Gedächtnis versagte. Ich wich scheu einen Schritt zurück.

„Angeblich im Jahre 1423—28 von einem gewissen Giovane Buon und dessen Söhnen Pantaleone und Bartolomeo Buon!"

Ich wollte auch etwas sagen und stotterte. Da sagte er: „Sie haben zu schweigen und haben zu antworten, wenn Sie gefragt sind. Wie oft wurde der Dogenplast zerstört?"

„Mehreremale," sagte ich.

Er warf mir abermals einen vernichtenden Blick zu und sagte: „Sie scheinen sich nicht mehr mit dieser Materie beschäftigt zu haben. Wie gut ist es, liebe Karoline, wenn

man sich zu Hause über das Alter orientiert hat, denn den Führern kann man ja nicht trauen." Sprach's und ging dann in die Bogenhalle, deren Säulen und Ornamente er der Gattin erklärte. Mich fragte er nur einmal kurz: „Wieviel Säulen sind hier?" Und als ich auch da versagte, schnob er mich an: „36! — Wozu sind Sie eigentlich mitgekommen, wenn Sie Führer sein wollen?"

Ich erwiderte in Wut geratend: „Um Ihnen die Sehenswürdigkeiten Venedigs zu zeigen. Ich bin gar nicht verpflichtet, alles das zu wissen, was Sie mich fragen. Ich muß wissen, wo Casanova aus der Bleikammer entflohen ist, wo die Prinzessin Moncenigo ermordet wurde. Ich will Ihnen die Sehenswürdigkeiten, ich will Ihnen die Tatsachen zeigen!"

„Ach ja, wo ist der Bösewicht Casanova entflohen?" fragte die Gattin.

Er aber sagte energisch: „Liebe Karoline, diesen Namen hast du überhaupt nicht in deinem Gedächtnis zu behalten."

Wir schritten weiter zur Markuskirche. Ich zeigte das schöne Portal der Porta della Carta, wurde aber wieder mit den grausamen Fragen gepeinigt: Wann? Von wem? Und so ging es weiter. Zum Glück wußte ich bei den Gemälden im Dogenpalast besser Bescheid, wußte sogar ein paar Jahreszahlen, die der Herr nicht wußte, und als ich dann nach vier Stunden zermürbt und zerknittert entlassen wurde, sagte er: „Zum Anfang haben Sie mich durch fürchterliche Unwissenheit erschreckt, zum Schlusse aber wußten Sie einige Fragen befriedigend zu beantworten."

Immerhin erhielt ich von seiner Frau zwei Lire Trinkgeld zugesteckt. Die sonstigen Kosten hatte der Portier des Hotels Luna von dem Herrn in Empfang genommen.

Nach diesem Abenteuer legte ich mich zwei Stunden lang am Arsenal zur Ruhe nieder, schlief wie ein venezianischer Gondoliere und kehrte erst gegen Abend zu Vater Neumann zurück, dem ich von meinem Erlebnis Bericht erstattete. Vater Neumann lächelte nach meinem Bericht und sagte: „Ja, dieser Herr ist sehr sonderbar, er hat schon mehrere Führer gebraucht, die meisten aber hat er schon nach einer Stunde weggeschickt. Er hat auch schon dem Portier gesagt, daß er Sie in den nächsten Tagen noch einmal zur Verfügung haben will, um ihn nach Murano zu führen."

„Ich flehe Sie an," rief ich entsetzt, „lassen Sie mich mit diesem Menschen zufrieden. Diesen exorbitanten Schwierigkeiten bin ich nicht gewachsen."

„Allerdings," gab Vater Neumann zu, „einen deutschen Gymnasiallehrer durch die Galerien zu führen, dürfte zu dem Schwierigsten gehören, was es gibt."

Glücklicherweise hatte ich am nächsten Tage frei. Als ich durch die Stadt streifte, begegnete ich dem Paar noch einmal und wie ich mich von ungefähr in der Akademie heranpirschte, hörte ich, wie der Gymnasiallehrer seine Gattin die Jahreszahlen der Bilder abfragte und wie diese mit Tränen in den Augen ihre Unkenntnis bekannte. Dann hörte ich, wie er strafend zu ihr sagte: „Karoline, Karoline, in diesem Fache bist du doch sehr schwach!"

Anders ging es nach einigen Tagen, als mich die Gondel ins Hotel Lido brachte. Dort erwartete mich ein sorgfältig in Schwarz gekleideter Herr, der an den Füßen weiße Gamaschen trug. Sein blasses, bartloses Gesicht gemahnte an Lord Byron! Er musterte mich aufmerksam durch ein Lorgnon und fragte mich mit leiser, etwas müder Stimme: „Werden Sie sich der großen Aufgabe denn gewachsen fühlen?"

„Bitte," sagte ich. „Ich bin bereit, alles zu übernehmen, was Sie wünschen. Ich führe Sie hin, wo Sie wollen. Ich weiß sämtliche Verbrechen, die in Venedig ausgeführt worden sind. Ich werde Ihnen zeigen, wo die schöne Prinzessin Moncenigo ersäuft wurde, nachdem man sie vorher in einen Sack genäht hatte, den der Admiral des Sültans Soliman zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt hatte."

Als ich dieses Satzungeheuer mühsam herausgestoßen hatte, sah mich der schwarze Herr traurig an und sagte: „Sie scheinen nicht der Führer zu sein, den ich suche. Ich will nichts von den Verbrechen hören; ich brauche stille, verschwiegene Schönheiten. Sie sollen mich an Orte führen, wo ich vor Entzücken verdämmere. Ich will kein Wort hören, ich will nur die Schönheiten genießen. Aber Sie sind auch ein Führer wie dieser Cäsar Schmidt, der mich mit seinem Geschwätz beinahe ums Leben gebracht hätte!"

„Oh!" rief ich aus, „wenn es aufs Schweigen ankommt, da bin ich Ihr Mann! Ich werde schweigen, daß sich die Balken biegen, ich will schweigen, daß mein Schweigen die Gondel auf den Grund des Kanals drückt, Sie sollen einmal erleben, was es heißt, wenn ein Mensch schweigt!"

Mit einem leisen und wieder ein wenig müden Lächeln schaute der Baron auf und sagte: „Sie verheißen dennoch auf marktschreierische Weise viel. Aber um Ihrer originellen Ausdrucksweise willen will ich es mit Ihnen versuchen. Führen Sie mich auf einen Platz, wo ich genieße und der mich drei Stunden meines Lebens vergessen läßt."

„Dunnerkiel," dachte ich, „der hat's auch mit dem Spleen! Aber ich will es ihm schon besorgen!"

Ich befahl dem Gondeliere, zum Colleoni zu fahren. Bei dem Worte Colleoni wurde der Baron Loewenhaupt aus Kurland, wie mir der Portier mit ehrfürchtiger Miene zugeflüstert hatte, melancholisch und er sagte: „Werden wir nicht dort von den vielen Fremden sehr belästigt werden?"

„Nein," sagte ich, „Herr Baron, die Fremden gehen nur zum Colleoni und besichtigen ihn in nächster Nähe. Wir aber werden sehen, wie der Colleoni reitet."

Wieder musterte mich der Baron interessiert durch das Lorgnon. Endlich legten wir an der kleinen Landungsbrücke des Campo S. S. Giovani e Paolo an. Ich führte den Baron in die kleine, schmutzige Veranda der Fiascheteria, die zur Seite des Coelloni sich befindet, flüsterte mit dem Wirt und bestellte vier Liter vom Besten. Nun erklärte ich dem Baron: „Diese Seite des Platzes wird nie von einem Fremden betreten, weil die Fremden den Reiz der Schmutzigkeit nicht fassen. Wenn aber Sie hier sitzen und Wein trinken und den Colleoni betrachten, so werden Sie sehen, wie die Sonne um ihn herumwandert und an den wechselnden Schatten und Lichtern auf der Skulptur Vergnügen finden wie nie zuvor. Sie werden das innere Leben des großen Feldherrn erkennen und die Fremden, die wie kleine Puppen unter dem Hufe des großen Erzpferdes trippeln und den Sockel hinaufsteigen, werden für Sie kleine amüsante Nippesfigürchen sein."

Der Baron schaute mich schwermütig von der Seite an, ließ sich aber dann doch auf den herbeigebrachten Hocker nieder und ergeben saß er mit seinen beiden Kammerdienern und trank langsam die vier Liter Wein aus und betrachtete das Reiterstandbild.

Ich schlief indessen auf meinem Stuhle ein. Nachdem die Sonne vier Stunden um den Colleoni herumgewandert war, erhob sich der Baron, weckte mich, klopfte mich auf die Schulter und sprach: „Ich werde jedem meiner Freunde erklären, wenn er etwas Außerordentliches sehen will, muß er sehen, wie die Sonne um den Colleoni wandert."

Der Baron war mein Mann. Ich schleppte ihn in die dreckigsten und wüstesten Winkel. Ich brauchte ihm nur zu erklären, dies wäre etwas Besonderes, dann glaubte er es. Er war mir so dankbar — und machte mir so wenig Arbeit! Er hatte vor mir außerordentliche Hochachtung. Mit einem überreichen Trinkgeld entließ er mich.

Nach einigen weiteren Tagen wurde ich in das Hotel Bauer Grünwald gerufen. Im Sprechzimmer saßen vier Personen, wie sie mir bisher noch nicht begegnet waren. Es waren sehr hochgewachsene Leute, sogar die jüngere der beiden Damen hatte eine Breite, wie man sie sonst nur bei gut genährten Bullenkälbern findet. Es war ein breitknochiges Geschlecht. Mister Krüger, das Haupt der deutsch-amerikanischen Familie aus Ohio, schüttelte mir die Hand, daß ich glaubte, meine Finger wären in eine Fleischhackmaschine geraten. Mister Krüger war ein Mann in den besten Lebensumständen, mit rotem Gesicht und wird wohl seine 250 Pfund gewogen haben, ohne daß man ein eigentliches Embonpoint wahrnahm. Er trug einen grauleinenen Anzug, und wenn man ihn von hinten schreiten sah, so konnte man meinen, man sähe das abgeschnittene Hinterteil eines Elefanten, das allein über die Straße ging. — Die Frau hatte einen Anzug, der grau und grün karriert war und die Karos trugen dazu bei, sie noch breitschlächtiger zu machen, als sie es ohnedem schon war. Über den Lippen hatte sie einen energischen

braunen Schnurrbart und auf dem Kopf trug sie keinen Hut, sondern eine Sportmütze. Die Krücke ihres Regenschirmes hätte genügt, den Kolbenhieb eines Soldaten zu parieren.

Der Sohn war etwas eleganter. Man merkte, daß er sich einige Zeit in England aufgehalten hatte. Seine Beine staken in Wickel-Gamaschen und verrieten gewaltige Waden; an den Füßen hatte er Fußballstiefel, die so breit waren, daß man auf ihr Kappenleder bequem ein Teetablett hätte stellen können. Der junge Mann rauchte andauernd eine kurze Pfeife und spuckte mit ungeheuerer Gewandtheit dreizehn Meter weit durch die offen stehende Tür des Sprechzimmers in einen draußen befindlichen Spucknapf.

Das Töchterlein maß mindestens sechs Fuß. Ihre Hände waren sehnig. Ihr Körper verriet trotz seiner Gedrungenheit keine frauliche Fülle; ihre Haare trug sie energisch kurz abgeschnitten; das Gesicht gemahnte an die Farbe des letzten Mohikaners — überhaupt erschien sie mir mehr als eine indianische Schönheit, denn als verbildetes Kulturweib.

Ich fragte nach den Wünschen der Herrschaften, ob sie das vergangene, historische Venedig sehen wollten. Aber der Vater erklärte mir, sie wollten nichts von derlei Geschmacklosigkeiten und Lügen hören. Sie hätten ein Buch gelesen in ihrer Heimat in Ohio „Die Geheimnisse von Venedig" und er hätte so die Stadt überschaut und wäre zu der Überzeugung gekommen, sie müßte ein vortrefflicher Schauplatz für Verbrechen und Verbrecher sein. „In diesem Wasser verschwindet viel," meinte er, „und sehen Sie, diese Kreaturen kennen zu lernen, darnach lechze ich."

Ich legte den Finger in den Mund. Denn was da von mir verlangt wurde, war etwas so Außerordentliches, daß ich es zunächst nicht ganz fassen konnte.

„Yes," sagte der junge Mann, „uir beschäftigen us zum Privatvergnügen ein uenig mit Dedektivsein. Youo."

Ich lud die Herrschaften ein, mir in die Gondel zu folgen und fuhr sie nun durch die Kanäle und erzählte ihnen die schauerlichsten Geschichten. Ich erzählte, wie Casanova aus den Bleikammern entfloh. Der junge Mann aus Ohio fragte ganz ungerührt, ob man die Tour nicht einmal nachmachen könnte: „Sehen Sie, ich habe schon viele Berge bestiegen — uarum soll ich nicht auch einmal einen Palazzo besteigen?"

Ich versuchte ihm klarzumachen, daß das doch nicht ginge. Ich ließ sie durch die finsteren Kanäle und die schwärzesten Brücken fahren und versäumte nicht, darauf hinzuweisen, daß hier dieser und dort jener Mord geschehen sei. Das junge Mädchen nickte dazu und meinte ruhig: "Very interesting!"

Als wir aber so den ganzen Tag herumgegondelt waren und ich mich an den Kopf faßte mit dem Gefühl, er wäre völlig leer wie das ausgemolkene Euter einer alten Kuh, sagte Mister Krüger: „Sie sind uohl ein Schwindler. Uir wollen hier nicht Geschichten hören, wir uollen wirklich etwas erleben, Schrecklichkeiten sehen, Blut, viel Blut, mehr Blut! Hier in diesen ollen Kästen muß doch etwas zu erleben sein!"

Ich rettete mich vor der mir drohend unter die Nase gehaltenen Faust dadurch, daß ich ein geheimnisvolles Gesicht machte und sagte: „Ja, ich werde mir Mühe geben. Aber so einfach, wie sich die Herrschaften das denken, ist die Sache denn doch nicht."

„Aha," sagte der Jüngere, und stieß das geheimnisvolle Wort „Maffia" aus.

Nun wußte ich Bescheid. Diesen Menschen war nicht zu helfen. Ich vertröstete die Familie auf den nächsten Tag und dachte, bis zum nächsten Tag könne viel geschehen. Geld bekam ich keines, denn Vater Krüger behauptete, er gäbe mir nichts, weil ich ihn bis jetzt bloß angeschwindelt hätte.

Betrübt teilte ich meinen Mißerfolg Vater Neumann mit. „Ja," sagte Vater Neumann, „auch dies müssen wir arrangieren. Wollen die Herrschaften ein Zeitungsabenteuer, so liefern wir ihnen ein Zeitungsabenteuer. Lassen Sie mich morgen zu ihnen fahren."

Was nun hinter den Kulissen der „Liga für die Unterhaltung und Bedürfnisse der Fremden" geschah, weiß ich nicht zu sagen, denn meine Stellung war eine zu minderwertige. Ich als Fremdenführer war ja doch bloß ein ausführendes Organ dieses Vereins. Jedenfalls muß ich gestehen, daß das nun folgende Abenteuer auf mich mit allem Ernste wirkte und mir durchaus nicht so spaßhaft erschien, wie es manchen meiner Zuhörer erscheinen mag.

Es war bereits Dämmerung, als ich mit der Gondola die amerikanische Familie abholte, und wir legten unweit des Hauses von Vater Neumann an einem verlassenen Landungsplatze an. Nach einiger Zeit näherte sich unserer Gondel ein Mann, den ich öfters bei Vater Neumann gesehen hatte, ein Schiffer aus Chioggia, Padre Stefano mit Namen, den man auch den Levantiner nannte, weil er auf seinen Fischzügen bis ins Marmarameer hineinging. Er war ein prächtiges Exemplar von Mensch. Ein langer, weißer Bart reichte ihm bis auf den Gürtel; seine Haare

waren wirr und, wie ich glaube, nicht ohne Leben; das Prächtigste aber an dem Manne waren seine Augen, deren Äpfel durch eine mir unbekannte Krankheit ein tiefes Ockergelb angenommen hatten. Das gab den schwarzen, funkelnden Augen des Mannes etwas sonderbar Wildes und Barbarisches. Heute nun trug er im Gürtel auch noch ein langes Messer in einem langen Lederfutteral. Seine fast schwarzen, narbenzerrissenen Füße waren nackt.

Er sprang in die Gondel, nickte den Fremden leicht zu und musterte uns alle dann mit einem furchtbaren Blick, der mir das Mark im Gebein erfrieren ließ. Dann rief er dem Gondelführer in tiefen, gutturalen Tönen ein paar mir unverständliche Worte zu.

Die Fahrt ging nun in die blaue Dämmerung hinein in das schweigende Venedig, durch die kleinen, verschlungenen Kanäle unter dunklen Brücken hinweg in mir immer fremder und fremder werdende Kanäle, in denen bereits schwarze Nacht herrschte, weil die engen Häuserreihen zur Rechten und Linken dem Dämmerungsschein den Zutritt verwehrten. Wie ich mich etwas genauer umsah, bemerkte ich, daß vor uns am Rande des Kanals eine Gondel daherfuhr, von der aus alle ausgehängten Laternen gelöscht wurden, während eine andere hinter uns fuhr, die alle Laternen wieder anzündete.

So gelangten wir schließlich an eine Erweiterung des Calle, einen Wasserplatz gewissermaßen, dessen eine Seite durch ein Brückchen gebildet wurde, während auf der anderen Seite ein Haus eine schmale, steinerne Plattform in das Wasser hinausstreckte, neben der man drei kleine, blutrot leuchtende Fenster liegen sah. Schweigend legte die Gondel an. Wir traten auf die Plattform. Da öffnete sich die Tür, und ein kleiner, dicker, beweg=

licher Mann stürzte heraus, und als er die Fremden erkannte, flehte er sie in einem Mischmasch von Deutsch, Französisch und Englisch bei allen Heiligen an, ja nicht hineinzugehen, denn er könne die Verantwortung für das Leben so ehrenwerter Persönlichkeiten nicht übernehmen.

Da leuchteten die Augen der Amerikaner auf. Der Sohn prüfte noch einmal die Bänder seiner Fußballstiefel, die Mutter faßte den Regenschirm fester, der Vater streifte gelassen seinen rechten Ärmel auf und schlug die Manschetten um, während die Tochter ruhig einen mit Blei gefüllten Gummischlauch von der Hüfte losknöpfte. Und dann stießen sie den Mann kalt beiseite. Ich folgte ihnen, desgleichen der Levantiner, nur der Gondeliere blieb draußen. Wir gingen einige Stufen hinab. Eine Türe wurde aufgestoßen, und es bot sich uns ein seltsamer Anblick dar. Der Raum war das Innere einer italienischen Kneipe, wie sie jedermann kennt, nur war er nicht wohlproportioniert, sondern es war ein schmaler Raum. Rote Gardinen waren herabgelassen, in der Mitte des Raumes stand ein schmaler Tisch, und an diesem Tisch, auf dem 12 Kerzen brannten, saßen zweimal zwölf Gondoliere, Hafen- und Arsenalarbeiter. Aber — und das war das Merkwürdige — sie sprachen nicht, wie Südländer sonst zu tun pflegen, sondern saßen schweigend, mit düsteren Mienen da, den Kopf auf den rechten oder auf den linken Arm gestützt, und tranken ihren Rotwein. Sie sprachen nur in Zeichen oder flüsterten sich leise Worte zu.

Als wir eintraten, faßten sie die Fremden sofort ins Auge. Und dieses lautlose Anstarren war so erschütternd, daß die Amerikaner unwillkürlich innehielten. Dann aber schritten sie grüßend zu einem anderen Tisch in der Ecke,

bestellten Wein und nahmen Platz. Nur der Levantiner ging von Tisch zu Tisch, und erzählte den Leuten etwas, und es schien, als ob ein schadenfrohes Grinsen über ihre Gesichter glitt. Der junge Mann aus Ohio, der das sah, stieß seinen Vater mit dem Ellenbogen in die Seite und sagte: „That old Beast!"

Vater Krüger aus Ohio legte seine Quadratmeterpratzen platt auf den Tisch und musterte sie liebevoll. Der Mann, der nie bei der Betrachtung eines Kunstwerkes ein Wort gesprochen hatte, wurde ganz fröhlich und trank mir zu und erklärte, Venedig wäre eine schöne Stadt.

Die Leute am großen Tisch blieben ruhig, nur ihre stechenden Blicke kehrten immer wieder zu uns zurück. Plötzlich aber erhoben sie sich einmütig, rissen ein jeder aus der rechten Hosentasche ein Messer heraus, stießen dieses krachend in den Tisch und — ließen sich alsdann wieder nieder. Bei dieser plötzlichen Bewegung waren die Amerikaner kampfbereit aufgestanden, aber die andere Partei saß indessen längst wieder still und ruhig und trank ihren Wein weiter.

Die Tochter aus Ohio meinte nur: „Es ist doch ungeheuer spannend."

Ich muß gestehen, diese Spannung dauerte immerhin zwei bis dreieinhalb Liter roten Veroneser an. Aber es erfolgte nichts. Doch schienen die Fremden ganz befriedigt. "That is a very fine murderhol," erklärte die alte Dame.

„Sie sind organisiert!" stellte der junge Mann fest.

Aber da nichts weiter erfolgte, wollten sie schließlich, halb befriedigt, halb unbefriedigt, weitergehen. Als sie „zahlen" riefen, kam Stefano, der Levantiner, wieder und, indem er die Gesellschaft mit einem furchtbaren Blicke

maß, bedeutete er mir, den Herrschaften zu sagen, daß sie unter drei Stunden das Lokal nicht verlassen dürften.

Das nahm nun Vater Krüger verflucht krumm. Er behauptete, er ließe sich von keinem Menschen in der Welt Vorschriften machen, wann er ein Lokal verlassen dürfe, er sei gewohnt, zu gehen, wenn es ihm beliebe. — Der Blick des Levantiners wurde noch furchtbarer. Ich mußte Vater Krüger erklären, daß er das Leben und die Freiheit verschiedener der ehrenwerten Herren (Galantuomini) gefährdete, wenn er jetzt zur Unzeit ginge. Denn die Polizeiboote müßten alle Augenblicke die Runde machen. Vater Krüger ließ sich aber nicht halten. Er war fest entschlossen, zu gehen. Dann sagte der Levantiner:

„Mein Herr, dann kann ich die Verantwortung für Ihr Leben nicht mehr tragen!" — sprach's, wandte sich um und pfiff. Im selben Augenblick erloschen die Kerzen. Ein fürchterliches Geheul und Gebrüll erhob sich. Ich merkte, wie Vater Krüger vorsichtshalber den Tisch umwarf, um die Banditen wenigstens nicht allzunahe herankommen zu lassen, und so stand ich denn zitternd da und erwartete das Furchtbare, das kommen mußte. — Aber es klirrte noch eine Weile; dann wurde es still. Es blieb dunkel. So standen wir wohl zehn Minuten und warteten auf den tückisch heranschleichenden Feind.

Nach einer Weile tauchte an der Tür ein spärliches Lichtlein auf, da donnerte aber auch schon der Sohn aus Ohio: „Halt! Oder ich schieße!"

„Eccomi! signori, eccomi!" rief der Wirt, der näher kam. Da sahen wir nun, daß der große Tisch umgeworfen war, sämtliche Gläser und Flaschen waren zerschlagen; es herrschte ein schreckliches Chaos. Der Wirt rang die Hände und stöhnte: „Povero mio! Povero mio!" und dann warf

er uns vor: „Wie durften Sie diese Gäste, diese furchtbaren Gesellen so reizen?"

„Es ist uns doch aber nichts geschehen!" meinte die Tochter.

„Das danken Sie nur der heiligen Mutter Gottes!" erwiderte der Wirt. „Aber nun kommen Sie schnell. Im Augenblick muß die Guardia kommen, und wenn Sie hier betroffen werden, kommen Sie auf einige Tage ins Gefängnis."

„Dann wende ich mich an den Konsul," schrie der Alte.

„Der Konsul wird Ihnen nicht helfen," versicherte der Wirt.

Wir wurden nun in aller Eile hinaufgeführt, in die Gondel gesetzt und heimgefahren. „Dau, das war sehr spannend!" meinte die junge Dame aus Ohio.

„Ich kann mir den Zusammenhang noch nicht erklären," sagte der junge Mann.

Vater Krüger aber meinte: „Ich bin befriedigt!" und Mutter Krüger meinte dasselbe.

Am nächsten Tage sah ich bei Vater Neumann mehrere Gesichter, die mir vom Abend vorher bekannt schienen. Es waren der Wirt jener Spelunke, der Levantiner, noch zwei oder drei der Gesellen, die dort, mit Messern bewaffnet, gesessen hatten. Die Herren schienen nicht ganz einig zu sein. Aber schließlich gelangten sie zum Abschluß. Ich wurde herbeigerufen und durfte mit ihnen trinken und vernahm da so unter der Hand, daß der Spaß der amerikanischen Familie mit achthundert Liren angerechnet wurde. Zweihundert Lire beanspruchte Stefano, weil er sich in die Lebensgefahr gestürzt, zweihundert der Gondoliere ebenfalls für die Lebensgefahr, zweihundert Vater Neumann für die Vermittlung. Außerdem stellte der Wirt

eine große Rechnung für das zerbrochene Geschirr und gestohlene Gut und da sich die amerikanische Familie schriftlich zu jedem Schadenersatz verpflichtet hatte, so mußte sie die Rechnung anerkennen. Vater Krüger beglich sie denn auch hochbefriedigt.

Dies war mein letztes Abenteuer als Fremdenführer, denn es machte mich frei von der Knechtschaft des Vater Neumann. Die Liga für die Unterhaltung und Bedürfnisse der Fremden ist sehr splendid!

Sie erfüllt ihre Pflicht wie der Münchner Fremdenverkehrsverein! Koste es, was es wolle!

Im Lande des Normalmenschen

Als der Staatsanwalt Knüfelbein das Haus des christlichen Kommerzienrates verließ, schloß sich ihm der Dr. Palamedes Sakuska aus Paraguay an. Beide Herren hatten sich in ein Gespräch über die moralische Gesetzmäßigkeit der Menschennatur vertieft, und der Fremde nahm einen so lebhaften Anteil an den Anschauungen Knüfelbeins, daß er diesen aufforderte, mit ihm in seiner Wohnung bei einer südamerikanischen Importe weiterzuplaudern.

An diesem Tage hatte der Staatsanwalt Knüfelbein einen seiner größten Siege zugunsten der Moral und der Volkshygiene erfochten. Er hatte einem auf die „niedrigen Triebe der Menschennatur spekulierenden Kunsthändler" und seinem Werkzeuge, einem durch die „entnervende Atelierluft herabgekommenen Malerkopisten", das Handwerk gelegt. Wie ein reinigendes Gewitter war sein Plaidoyer in den Sumpf der Entartung eingeschlagen. Wie der volkserrettende Wodan hatte er seinen gewaltigen blonden Bart gestrichen, als er es schlagend nachgewiesen, wie dieser Sebastian am Marterpfahl nach Sodoma die Männer zum Masochismus und die Frauen zum Sadismus aufreizen müßte und also die Seele des deutschen Volkes in schwerste Gefahr geriete. Jedes Sachverständigenurteil hatte er abgelehnt und an die moralische Urteilskraft der Bauerngeschworenen appelliert. Um zu beurteilen, ob ein nackter Kerl gemein sei, brauche man nicht Sachverständige zu fragen, nur sein eigenes, natürliches Schamgefühl. Klipp und klar wäre der Fall, der Normalmensch stelle sich nicht nackt in die Sonne und lasse sich von Pfeilen die Haut durchbohren, und noch weniger fände der Normal-

mensch an solchen exzentrischen Akten Gefallen. Und die Geschworenen hatten ihre Pflicht getan, hatten das deutsche Volk gegen solchen welschen Schmutz immunisiert, Maler und Kunsthändler eingesperrt und unschädlich gemacht, die Nation für diese Zeit weiter zu verderben.

Wie ein Held war an diesem Tage Knüfelbein bei dem christlichen Kommerzienrate gefeiert worden, der es so gern gesehen hätte, wenn der starke, blonde Teutone ihn um die Hand seiner Tochter Euphrosyne gebeten hätte, um mit ihr einen deutschen Haushalt zu gründen. Allein Knüfelbein hatte seiner schweren germanischen Seele diesen Entschluß noch nicht abringen können.

„Würde es Sie interessieren," fragte Dr. Palamedes Sakuska, als beide Herren in dem amerikanisch nüchtern eingerichteten Arbeitszimmer in Klubsesseln rauchend lagen, würde es Sie interessieren, ein Staatswesen kennen zu lernen, in dem Ihre Idee des Normalmenschen ihre höchste Ausbildung erreicht hat, wo gewissermaßen alle Bürger Normalmenschen sind?"

„Freilich, freilich," antwortete Knüfelbein sehr überrascht über die Wendung des Gespräches.

„Sie werden wissen, begann Dr. Palamedes," daß mein Vaterland Paraguay seiner Zeit unter Herrschaft der Väter Jesu stand. In der Provinz Yayaweita nun hat sich ein Teil dieses Staatswesens bis auf den heutigen Tag erhalten. Wie Sie wissen, hatten die Jesuiten alles normiert. Jede Mahlzeit, jedes Vergnügen, jede Stunde des Schlafes war durch Gesetze geregelt. Jeden Morgen um punkt acht Uhr läutete die Ehestandsglocke, die die Bürger daran mahnte, für die Vermehrung der Staatsbürger Sorge zu tragen!" —

Begeistert stand Knüfelbein auf. „Wirklich," rief er, „da

müßten ja alle Vorbedingungen zu einem normierten Staatsleben vorhanden sein!"

Palamedes Sakuska nickte: „Sie können dies eigenartige Leben binnen vierundzwanzig Stunden kennen lernen!"

„Wie meinen Sie das: binnen vierundzwanzig Stunden?"

„Wörtlich. Ich stehe mit meinem Lande in ständiger telepsychischer Verbindung. Und Palamedes Sakuska ließ den Jalousieverschluß eines Möbels aufschnellen, das Knüfelbein bisher für eine Art Registratur gehalten hatte, zog eine Platte heraus, die wie ein durchleuchtetes Milchglas aufflimmerte und schrieb mit einem Metallstift einige Zeichen darauf.

Ein feines Summen kam aus dem Inneren des Schrankes. Palamedes ließ eine zweite Milchplatte erglänzen, die sich nach fünf Minuten von selbst mit Zeichen bedeckte.

„Alles in Ordnung", sagte der Mann aus Paraguay, nachdem er die Schriftzeichen gelesen hatte. „Mein Freund der Justizminister Martinez und sein Sekretär haben mit Vergnügen zugesagt, uns ihre Körper auf der anderen Seite des Globus für 24 Stunden zu leihen!"

Knüfelbein ließ seine gute Zigarre fallen und sah absolut blödsinnig in das kühle Gesicht seines sonderbaren Gefährten.

Dieser nahm ruhig und sachlich zwei Apparate aus dem Schranke, die etwa die Form von orthopädischen Korsetten besaßen und vorn mit Bügeln aus Kupferdrähten versehen waren, die strahlenförmig nach allen Richtungen ausstrahlten. Zugleich beförderte Dr. Sakuska zwei Metallscheiben aus dem Schranke, von denen eine jede etwa einen Meter im Durchmesser besaß. Auf eine jede stellte er einen Klubsessel und lud durch eine Bewegung der Hand den Staatsanwalt ein, Platz zu nehmen.

„Sie kennen," sagte er sachlich erklärend, „die Fernwirkung der drahtlosen Telegraphie. Sie wissen, daß man bereits Torpedos und Boote von der Küste aus mit elektrischen Wellen lenkt. Auf ähnlichem Wege ist es nun möglich, die geistige Energie des Menschen, die, wie Georg Hirth und andere nachgewiesen haben, auf elektrochemischer Basis beruht, in die Ferne zu übertragen. Natürlich muß die geistige Energie des Menschen eine gleiche Basis finden, wie die ist, auf der sie gewöhnlich ruht. — Das ist der Körper eines Menschen. Wir werden also mit dem Justizminister Martinez und seinem Gehilfen die Körper auf vierundzwanzig Stunden austauschen. — Da sich Sennor Martinez gerade in Ylimbo, der Grenzstadt von Yayaweita befindet, so können wir einen hübschen Ausflug in jene Provinz unternehmen, nachdem wir unser Ich drahtlos hinübertransportiert haben."

Der Staatsanwalt nickte mechanisch. Sakuska legte ihm das elektrische Übertragungskorsett an, warf einen Blick auf die Glasplatte, zählte an einem Stromzeiger, der im Kreise von Zahl zu Zahl sprang, und sagte: „Ich schalte ein!"

Knüfelbein wollte im letzten Augenblicke remonstrieren, ihm kamen juristische Bedenken, da aber empfand er einen leichten Druck auf den Kopf, als er sich umsah, umgab ihn helles Tageslicht anstatt der elektrischen Beleuchtung, in der sich das Zimmer soeben noch befand, auch merkte er, daß seine Lage eine andere war. Das elektrische Korsett hatte er noch immer an, aber statt in einem Klubsessel befand er sich in einer seidenen Hängematte, und als er sich aufrichtete, bemerkte er, daß seine großen, deutschen Hände schmal und fein geworden waren, daß er olivbraune Finger besaß. Sein Gehrockanzug war mit einem Gewande aus leichter Rohseide mit Perlmutterknöpfen vertauscht.

Auch sein Gastfreund Palamedes Sakuska hatte sich seltsam verändert. Kleiner und breiter war er geworden, seine Gesichtszüge waren schärfer geworden und die schiefen, dunklen Augen ließen auf einen Mestizentypus schließen.

Knüfelbein wollte sprechen, aber er verstand seine eigenen Worte nicht. Da begann sein Gefährte langsam französisch zu sprechen und machte ihm klar, daß in seinem augenblicklichen Körper die Gehirnbahnen auf die spanische Sprache eingestellt seien. Wenn er seinen Gedanken nur mechanisch eine halbe Stunde lang Ausdruck geben würde, so würde er ganz von selbst spanisch sprechen können, weil der Sprachenmechanismus ja korporell zurückgeblieben sei.

Und Knüfelbein begann zu reden, krampfhaft ohne Unterbrechung. Er sprach seine Verwunderung aus und seine Bedenken juristischer Art und warf die Frage auf, ob er für seinen in Deutschland befindlichen Körper mit strafverpflichtet sei, wenn dieser Verbrechen beginge. Im Verlaufe einer Stunde hatte er sich in seinen neuen Zustand eingeredet und fühlte sich verhältnismäßig wohl.

Palamedes Sakuska, der den Leib des Sekretärs angelegt hatte, entwarf einen Operationsplan. Sie versahen sich mit Grenzkarten und gingen zu dem Strome, der die Provinz Yayaweita von dem übrigen Paraguay trennte.

Im Zollhause auf der anderen Seite der Brücke wurden sie von ruhigen, korrekten Leuten empfangen, die in eine hellgelbe, aus einem Stücke gearbeitete Rockhose gekleidet waren. Das gleiche Kostüm mußten auch sie anlegen, nur waren auf der Brust und dem Rücken schwarze Streifen eingenäht, die sie überall als Fremde kenntlich machten.

Bald schritten sie auf einer breiten, wohlgepflegten Straße dahin. Reich und üppig als ein wahrer Garten

Gottes lag die Landschaft da. „Überall sieht man", rief der entzückte Staatsanwalt aus, daß die Norm ihren segenspendenden Stempel dem ganzen Lande aufgedrückt hat!" Alles gedeiht und blüht!

Wie sie weiterschritten, begann es Knüfelbein aufzufallen, daß er keiner Frau auf der Straße begegnete. Nur Männer in der Rockhose kamen ihnen teils auf Wagen, teils zu Fuß mit Feldgeräten in der Hand entgegen. Alle gingen im selben Schrittrhythmus dahin, alle hatten einen ähnlichen Gesichtsausdruck, alle trugen die Krawatten gleich gebunden.

„Sie irren," erklärte ihm aber Palamedes auf seine Frage, „wir sind verschiedenen Bäuerinnen bereits begegnet. Da aber Frauen wie Männer die gleiche Tracht tragen, sind sie nicht sogleich zu erkennen. Diese Verordnung der gleichen Tracht soll den Reiz der Geschlechter aufeinander abstumpfen, damit sich die Gedanken nur dem nützlichen, tätigen Bürgerleben zuwenden."

„Ein weises Gesetz," rief Knüfelbein erfreut. „Das schiebt der unsittlichen Lebensweise einen natürlichen Riegel vor. O hätten wir ähnliches in unserem lieben Deutschland!"

Unter solchen Betrachtungen näherten sich die beiden Wanderer dem ersten Orte, der Stadt Verapia, die Knüfelbein auf etwa 20000 Einwohner schätzte. Die Landstraße erweiterte sich zur Hauptstraße der Stadt, die gerade auf den Rathausplatz mündete.

Dem Staatsanwalt fiel es auf, daß alle Häuser, ob groß oder klein, nach demselben Schema gebaut waren. Aber schon schritt er mit Palamedes Sakuska die breite Rathaustreppe hinauf, der den Pförtner anwies, sie beim Syndikus zu melden. Der Syndikus, ein schon bejahrter Herr, kam. Er war ein würdiger, alter Herr, der sich in

seiner Rockhose wie eine Maskenfigur ausnahm. Mit mitleidiger Höflichkeit empfing er die beiden Fremden, aber als er in ihnen den Justizminister von Paraguay und seinen ersten Gehilfen erkannte, rief er ein über das andere Mal begeistert aus, wenn die Herren erst den Staatsmechanismus von Yayaweita kennen gelernt hätten, würden sie sofort an die Reform von ganz Paraguay gehen! Mitten in seiner Rede wurde er durch das Läuten von feinen Glöckchen unterbrochen. Schnell band sich der Syndikus eine Serviette vor, reichte den beiden Fremden auch je eine, und zog seine Gäste hinauf auf die Rathausterrasse, wo sich andere Herren bereits sammelten.

Knüfelbein und seinem Freunde bot sich ein seltsamer Anblick: Auf all den platten Dächern ringsum sammelten sich die Menschen und ließen sich auf niedrigen Kissen nieder. Alle hatten die Servietten so umgebunden, daß ihnen die Zipfel wie große Ohren im Genicke wackelten. Von Hand zu Hand wanderten riesige Kaffeekannen, Milchtöpfe und Kuchenschüsseln. Feierlich erklärte ihnen der Syndikus: „Es ist die Stunde des Landeskaffees. Jeder Mann ist bei Strafe einjährigen Kaffeemahlens gehalten, diesen Kaffee einzuhalten. In dieser Weise haben wir vier Normalmahlzeiten: Morgentee um sieben Uhr. Für die Verheirateten folgt um acht Uhr die Bürgerblühestunde, wo sie gehalten sind, für das Wohl der kommenden Generation zu arbeiten. Um 12 Uhr haben wir die Stunde des großen Mahles. Um 5 Uhr den Landeskaffee, und um acht Uhr das Landesabendmahl. Unser Klima gestattet uns, die Mahlzeiten auf dem Dache einzunehmen. Es ergibt dies eine natürliche, viermalige Landeskontrolle. Zu diesen vier Zeiten steigt der Stadtbeobachter auf den Rathausturm und stellt mit seinem Fernrohre die Fehlenden

fest. Diese werden alsdann in entsprechender Weise gestraft!"

„Kommen viele Delikte gegen diese Landesordnung vor?" fragte Knüfelbein.

„Ohne Delikt kein Gesetz," gab der Syndikus zur Antwort. „Und kein Gesetz ohne Delikt!"

Nach dem Landeskaffee begann der Ratsherr in liebenswürdigster Weise den Fremden alle Baulichkeiten und Wohlfahrtseinrichtungen zu zeigen. In der Kirche fiel dem Staatsanwalt sofort auf, daß Bilder und Skulpturen gänzlich fehlten. Nur überlebensgroße Farbenphotographien der Heiligen waren vorhanden. Auch trugen diese alle, ob Frauen oder Männer, die Landestracht: die Rockhose. Der Staatsanwalt drückte seine Verwunderung hierüber aus, wurde aber belehrt, daß die Kunst im Normallande gänzlich abgeschafft sei. „Aus den alten Geschichtswerken wissen wir," sagte der Syndikus, „daß die Künstler sich immer für eine bevorrechtete Klasse ansahen, was Moral und Erotik anbetraf. So nahmen sie sich z. B. das Recht, weibliche Mitbürger nackt auszuziehen und zu malen oder zu meißeln. Diese Art der Darstellung aber erregt die Sinnlichkeit der Betrachter im ungemeinen Maße, denn es ist unanständig, zu zeigen, was sonst verhüllt wird. Damit beginnt die Demoralisation. Wir haben konsequenterweise die ganze Kunst abgeschafft. Auch die nervenzerrüttende Musik fehlt bei uns geradeso wie der Alkohol und andere Volksgifte. Denn wir sind der Meinung, daß die gesamten Werke einer Kunst nicht das Leben eines Jünglings oder einer Jungfrau wert sind, die durch die Kunst verdorben wird."

Der Staatsanwalt seufzte auf! Das war nach seinem Herzen gesprochen, das mußte die Volksgesundheit erhalten!

Nunmehr begaben sie sich in das Landeskopulationsgebäude, allwo die Statistiken für die in jedem Monate zu vollziehenden Heiraten aufbewahrt wurden. Eine Reihe von Ärzten und Juristen erwogen die Leibes- und Kapitalchancen der ehereifen, jungen Leute. Es war Gesetz, daß jedes Mädchen mit 20 und jeder junge Mann mit 25 Jahren heiraten mußte. Aufgabe war es, eine möglich gleichartige Normalrasse zu züchten. Einer faulen Veranlagung wurde eine fleißige entgegengesetzt, ein kleinerer Mann erhielt eine größere Frau und umgekehrt. Bis ins kleinste gingen die Berechnungen. So war z. B. für das laufende Jahr das Landespaarverheiratungsgewicht auf 249 Pfund normiert worden. Illegitime Erotik war aufs schwerste verpönt, ja nahezu unmöglich. Die Wissenschaft in Yayaweita hatte Mittel gefunden, durch subkutane Einspritzungen, die im ganzen Lande an jedem Freitag vorgenommen wurden, die Liebesgelüste bis zur gesetzlich vorgesehenen Zeit hinauszuschieben.

Wie staunte der gute Staatsanwalt die Weisheit der Gesetzgeber dieses Landes an. Wie wünschte er, daß auch solche Gesetze in seinem heimatlichen Deutschland Geltung gewännen!

„Nur durch die tätige Mitarbeit des geistlichen Standes sind wir zu diesem segensreichen Fortschritt unserer Kultur gelangt," erklärte der Syndikus mit Stolz. Mit diesen Worten betraten sie die Landerhaltungsanstalt. Hier trafen sie in allen Gängen Menschen mit Kindern auf den Armen. „Hier wird der Grundstock zur Wohlfahrt des Landes errichtet," setzte der Ratsherr ihnen auseinander.

Ein jedes Kind, das in diesem Landbezirk geboren ist, wird nach acht Tagen hierher gebracht und auf körperliche und geistige Veranlagung gemessen und untersucht. Schöne

Mädchen, genial veranlagte Knaben werden ebenso wie idiotische und rhachitische Kinder thermisch vernichtet. „Aber die Genies sind es doch," warf Knüfelbein befremdet ein, „die die Menschheit um ungeheure Strecken vorwärts bringen?"

„Allerdings," meinte mitleidig lächelnd der Syndikus. „Das eben ist der Verderb. Geniale Menschen werden sich und ihren Mitmenschen unbequem und verursachen Störungen vielfacher Art im menschlichen Leben. Ebenso ist es mit den schönen Frauen, gemäß der alten Sage von Helena. Wenn wir solche Keime ausrotten, und uns auf den ruhigen Gang der Entwicklung verlassen, so kommen wir gleichmäßiger weiter."

Das wollte Knüfelbein nicht einleuchten. Am Tor der Landeserhaltungsanstalt, deren Name ihm wie Hohn erschien, trennte er sich mit Palamedes Sakuska von seinem gewissenhaften Mentor.

Heftig diskutierte er mit dem Dr. Palamedes, der die Lehre Yayaweitas von der Schädlichkeit des Genies als folgerichtig für ein Normalland verteidigte.

Es war unerträglich heiß. Das Wasser des Stromes, an dessen aufgemauerten Ufern sie dahingingen, lockte und winkte, und da Knüfelbein keinen Menschen in der Umgebung gewahrte, so konnte er der Lust nicht widerstehen, in diesem frischen Wasser ein Bad zu nehmen.

„Die Gesetze des Landes verbieten die Entblößung," rief Palamedes Sakuska. Aber der Staatsanwalt hatte bereits seinen Rockhosenanzug abgestreift und ließ sich in den Strom hinabgleiten. Leider hatte er sich in der Stärke der Strömung verrechnet. Blitzschnell trugen ihn die Wellen dahin. Sakuska vermochte am Ufer keinen Schritt mit ihm zu halten, und so ward der Staatsanwalt Dr. Heinrich

Knüfelbein nackt in die Mitte des moralischen Normallandes hineingespült.

Nach einer Stunde etwa wurde er von Landleuten aufgelesen und eiligst in das Irrenhaus der nächsten Stadt transportiert. Hier untersuchte man ihn, und er verstand von der lateinischen Diskussion der Ärzte so viel, daß man ihn als schweren Fall ansah, als Menschen, der bei seiner Geburt in den Vernichtungsofen gehört hätte. Man beschloß, ihm vierzig Gramm Gehirn zu exstirpieren, um günstig auf ihn einzuwirken.

Verzweifelt saß er in dem Saale mit anderen Irren zusammen. Er fühlte sich verantwortlich für den Körper des Justizministers aus Paraguay, den er anhatte. Sein juristisches Gewissen mahnte ihn, diesen Körper unverletzt wieder zurückzuerstatten.

Er erfuhr nun auch, weshalb die andern Irren eingesperrt worden waren. Der eine hatte sich eine Flöte aus Weidenrohr geschnitten, um darauf Vogelstimmen nachzuahmen. Er war wegen musikalischen Irrsinns interniert. Ein anderer war darauf verfallen, sich seine Krawatte in einem Längsknoten zu binden, was in Yayaweita nicht üblich war.

Ein dritter hatte sich mit seiner Gattin nicht zurecht gefunden und war wegen Vergehens gegen den Staat eingesperrt. Mit seinem juristischen Gefühl erkannte der Staatsanwalt, daß diese kleinen Delikte in Yayaweita als unerhörte Verbrechen betrachtet wurden. Und er seufzte vor sich hin: „Kein Gesetz ohne Delikt."

Zwei Doktoren kamen, um die wohltuende Korrektur an seinem Geistesleben vorzunehmen. Knüfelbein stellte ihnen vor, daß es nicht sein Körper wäre, in dem er sich befände, worauf sich die Beiden verständnisvoll ansahen.

Da gewahrte der Unglückliche ein offenes, unvergittertes Korridorfenster. Blitzschnell nahm er einen Anlauf und sprang hinaus. Schwer fiel er zu Boden.

Als er die Augen wieder aufschlug, lag er zu Füßen von Euphrosine Schwarzhammer, mit einem Frackanzug bekleidet und in der steifen Hand ein großes, rundes Verlobungsbukett. Ängstlich beugte sich der alte Kommerzienrat über ihn. „Mein lieber Schwiegersohn," rief er, „hat Ihnen das Geständnis Ihrer Neigung solche Aufregung verursacht? O, was sind wir Deutsche doch für ein tiefes, gemütvolles Volk!"

Verdutzt schaute ihn der Staatsanwalt an.

„Sie waren diese letzten vierundzwanzig Stunden wie ausgetauscht," schmunzelte der Kommerzienrat. „Sie waren feurig, als ob Sie ein Südländer wären. Aber gewiß werden Sie sich erholen wollen. Mein Automobil steht unten.

Knüfelbein fuhr nach Hause und legte sich zerschlagen ins Bett. Als er am nächsten Tage aufwachte, wollte es ihm erscheinen, als hätte er wirr geträumt, doch als er seine Zeitung zur Hand nahm, fuhr er zusammen. Am Kopfe stand die Drahtmeldung, daß der Justizminister von Paraguay einen seltsamen Tod in der Provinz Yayaweita gefunden habe.

Knüfelbein klingelte sofort den Dr. Sakuska an. Doch das Telephon gab keine Antwort.

Bald nahmen die Hochzeitsfeierlichkeiten und der Beruf ihn wieder in Anspruch, und sechs Wochen nach seinem Abenteuer gewann er seinen achtunddreißigsten Sittlichkeitsprozeß.

Das Gelöbnis

Die Glocken der Kathedrale zu Pau kündeten die fünfte Stunde. Die Damen und Herren des Hofes der Königin von Navarra gehorchten den mahnenden Klängen und schritten aus ihren Quartieren, um die Frühmette zu hören. Der Platz vor der Kathedrale lag noch in der blassen Dämmerung des Frühsommertages, doch ringsum leuchteten die Höhen der Pyrenäen im roten Morgenglanz.

Auf der obersten der Stufen, die zu dem gotischen Portale hinauf führten, stand starr und unbeweglich ein hochgewachsener, noch junger Kriegsmann, dessen staubige Stiefel einen langen, soeben erst beendeten Reiseritt anzeigten. Den einen Zipfel des blauen Reisemantels trug er nach italienischer Sitte um die linke Schulter geworfen, so daß die Falten, die sich um den Hals stauten, zur Hälfte sein Gesicht verbargen. Jeder der Damen, die die Stufen zum Kirchenportale hinaufstiegen, warf er einen raschen Blick zu. Aber auf keiner blieben seine Augen haften.

Als die Glocken im Ausläuten waren, kam die Königin Margot selbst zur Kirche gegangen. Zwölf Hofdamen folgten ihr in Paaren. Gleichsam zum Gruße ließ der Himmel jetzt über die östlichen Hügel den ersten Sonnenstrahl gelangen. Wie nun die Damen in ihren burgundischen Gewändern aus Seide und schwerem Brokat, in denen Karmoisin und lichtes Grün die herrschenden Farben waren, so langsam dahinwandelten, gewährten sie einen prächtigen Anblick. Als erste stieg Margot von Navarra die Stufen empor. Sie wurde geleitet von zwei Pagen in Schwarz und Silber, die Brevier, Rosenkranz und Betkissen trugen. Ein ernstes Violett und ein schweres Schwarz waren die

Farben des Gewandes der Königin, deren sonst so heiteres Gesicht sehr gedankenvoll erschien.

Beim Anblick des Damengefolges trat der junge Ritter einen Schritt vor, um die Damen zu mustern. Bei seiner lebhaften Bewegung sank ihm der Mantel von den Schultern, und allen ward da ein sonnengebräuntes Gesicht erkennbar, das ein dunkler Bart, geschnitten nach der Weise der Spanier, umrahmte. Beim Anblick des Edelmannes hielt Margot von Navarra einen Augenblick im Vorwärtsschreiten inne. Die Blicke ihrer Augen zwangen den Ritter, sie anzuschauen. Betroffen durch den Ernst im Antlitze der Königin ließ der Edelmann sich auf das Knie nieder. Seine Verwirrung und seine Haltung schienen Vergebung zu heischen, da er zuvor wider alle höfische Zucht den Gruß vergessen hatte.

Margot von Navarra schritt weiter in das Portal hinein, so dicht an dem Knienden vorbei, daß der Saum ihres Gewandes weich und seidig seine Knie streifte. Da war ihm, als hörte er die leisen Worte: „Herr Vetter, wartet auf mich nach der Messe!"

Wie im Banne erhob sich der junge Ritter und folgte den Damen nach in die Kirche. Ohne Denken und Sinnen nahm er einen Platz am sechsten Pfeiler des Langschiffes ein, denn ihm war es, als hätte die Königin ihm durch Blicke diesen Platz angewiesen.

Den jungen Edelmann, der einen langen Ritt hinter sich haben mochte, fröstelte es. Seltsam und bildhaft erschien ihm gegen die erste morgendliche Frische draußen der Raum hier innen. Auf der nach Osten gelegenen Seite des Chores erglommen die bunten Fensterscheiben in tiefen, satten, traumhaften Farben. Ihr leuchtender Widerschein spielte in rötlichem und bläulichem Schimmer auf

dem gegenüber liegenden Pfeiler des Schiffes, wob auf dem Steinboden bunte Schleier und gab den Gesichtern der knienden Frauen den Glanz der Verklärung.

Aus weiten Fernen drang das Singen der Betenden zum Ritter am sechsten Pfeiler des Schiffes. Als die Orgel erklang, war es ihm, als schwebe er über dunklen, brausenden Gewässern.

Die Messe ward beendet. Über dem Altar verflogen die Weihrauchwolken; leise schritten Damen und Herren aus der Kirche; einsam lag an der einen Ecke des Chores vor dem Bilde des heiligen Rochus ein Mönch in weißem Gewande, den Kopf in den Armen vergraben, und betete brünstig. Die Sonnenstrahlen verloschen, die Leuchtkraft der Fenster erstarb, silbernes Grau durchwaltete den Raum der Kirche und verlor sich bald in den dunklen Wölbungen.

„Herr Vetter, denkt Ihr Eurer Dame so stark, daß Ihr weder Lebendes noch Totes gewahrt?" erklang es plötzlich vor dem Ritter. Zuerst erlangten die Ohren des jungen Kriegers ihre Kraft für die Wirklichkeit zurück. Er hörte das Rascheln des Brokatkleides, und als er nun seine Augen wiederfand, sah er vor sich das ernste Gesicht der Königin Margot, die ihn groß und dunkel anschaute. „Ich dachte nicht ihrer," stammelte er. „Meine Seele war verloren; ich glaubte, meine Dame hier zu finden an Eurer Seite. Aber als ich hier stand, war meine Kraft geschwunden. Denn ich bin zwei Tage und zwei Nächte durch geritten. Mein Leib ward müde, und meine Gedanken ruhten."

Wieder sah die Königin den Ritter seltsam an. Ihre Blicke geboten ihm zu folgen und sie sagte, während sie zum Chor hinaufschritten, wobei die Schleppe ihres Brokatgewandes leise über die Stufen strich: „Herr von Bourdeille, erzählt mir von den Kriegszügen in Parma und Piemont."

Mit leiser und leidenschaftlicher Stimme erzählte der Ritter der Königin von den Taten des französischen Adels in Italien, bis sie endlich wieder am sechsten Pfeiler des Mittelschiffes standen.

„Sagt mir doch Vetter," fragte die Königin mit veränderter Stimme, „wie habt Ihr Eure Dame, Mademoiselle de la Roche zu Ferrara kennen gelernt?"

„Madame," erwiderte der Ritter, dem Zwang der dunklen Augen gehorchend, „Ihr wißt, mein Vater hatte mich nach Ferrara geschickt, um die Künste und Wissenschaften zu studieren. Aber außer der Fechtkunst und den guten französischen Liedern habe ich Wissenschaft und Künste nie geliebt. So war ich denn traurig in der fremden Stadt, in der es keinen Burgunderwein gibt, keine Bratküchen, keine lustigen Mädchen und keine frohen Frauen wie zu Paris. Eines Abends schritt ich durch die Straßen zum Schlosse, denn die Frau Herzogin Renée hatte mich zu sich befohlen. Als ich über die Brücke des Schloßgrabens ging, überkam mich die Sehnsucht nach Frankreich, und ich sang das Lied unseres Meisters François Villon, das er zum Preise der Damen von Paris gedichtet hat. In der Wölbung des Tores wollte ich gerade die letzte Strophe anstimmen, da erklangen mir die Worte des Liedes aus dem Dunkel entgegen, gesungen von einer tiefen Frauenstimme. Und wie ich meine Hand ausstreckte, fühlte ich vor mir eine junge, schlanke Gestalt. In den letzten Vers: „Denn der lachende Mund gibt den Preis an Paris", stimmte ich jubelnd mit ein, und dann grüßten sich unsere Lippen."

Wieder schaute die Königin den Herrn von Bourdeille seltsam an. Zum zweitenmal schritt sie mit ihm zum Chore hinauf, allwo noch immer der Mönch im weißen Gewande

betend am Boden lag. Von der Frau Herzogin Renée mußte der Ritter der Königin erzählen, vom Leben am Hofe zu Ferrara und von den italienischen Damen.

Zum andernmal standen der Ritter und die Königin wie zuvor am sechsten Pfeiler. Da fragte die Königin den Ritter: „Wie nahmt Ihr Abschied von Mademoiselle de la Roche?"

„Als ich ins Feld zog, trennten wir uns am Hoflager zu Fontainebleau. Es war früh am Morgen. Die Hörner riefen die Damen und Herren zur königlichen Jagd, ich aber mußte reiten, um zum Heere nach Piémont zu gelangen.

Mademoiselle de la Roche war zur Jagd gerüstet. Sie trug ein grünes Brokatkleid und um die Schultern einen Marderpelz, denn es waren schon kalte Herbsttage, das Laub war gelb, und rot leuchteten die Beeren der Eberesche. Mademoiselle de la Roche reichte mir vom weißen Zelter herab die Hand zum Abschied und ich gelobte, ihrer immer zu gedenken."

„Was sagte sie Euch?" fragte die Königin.

„Sie sagte," lautete die Antwort des Ritters, „schwört nicht Eide, die doch der Wind verweht. Wie die Blätter der Bäume sind die Menschen und haben nur Saft und Kraft einen Sommer hindurch. Darum entbinde ich Euch von allen Eiden, denn wenn ich Euch nicht mehr nah bin, habt Ihr meiner doch schon vergessen. — Ich aber schwur, ich wolle ihrer immer gedenken. —

Und sie sagte: Wäre ich tot, so würden sich Eure Gedanken selbst an meinem Grabe von mir wenden. Da schwur ich ihr zu: „Eure Nähe würde ich überall spüren und läget Ihr sieben Schuh tief unter der Erde!" — Lächelnd reichte sie mir die Hand vom Zelter und sagte: „Gedenket mein, wenn Ihr's vermöget." —

Ich aber habe meinen Schwur gehalten und habe ihrer nimmer vergessen."

Schweigend schritt die Königin mit dem Ritter das Mittelschiff zum Chore hinauf. Da erhob sich der weiße Mönch, bekreuzigte sich und stahl sich leise mit verhülltem Antlitz aus der Kirche.

Wieder standen die Königin und der Ritter vor dem sechsten Pfeiler des Mittelschiffes. Da sprach die Königin und ihre Stimme klang wie eine verstimmte Harfe: „Spürt Ihr nichts unter Euren Füßen, Herr Ritter?"

„Ich spüre nichts," erwiderte er ihr, „denn ich stehe auf festem Stein."

„Senkt Eure Augen und leset!" gebot die Königin.

Da erkannte der Herr von Bourdeille, daß er auf einer Steinplatte gestanden hatte, in der Worte in lateinischer Zunge gemeißelt waren:

HIC JACET CATHERINE DE LA ROCHE.

Darunter stand das Wappen des Geschlechts der la Roche und der Tag des Todes. — Wäre der Herr von Bourdeille nur sieben Tage früher am Hoflager zu Pau eingetroffen, so hätte er Mademoiselle de la Roche noch unter den Lebenden gefunden. —

Der Ritter schaute die Königin an, ohne dies alles völlig zu fassen.

Sie aber sagte: „Sehet, um ein Kleines hättet Ihr sie selbst noch lebend gesprochen. Auf ihrem Totenbette hoffte sie, ihre Gedanken würden Euch schneller herziehen. Ihre letzte Bitte an mich war, ich sollte Euch fragen, wie ich Euch gefragt habe. Und ich habe getan, wie sie gebeten hat. Ihr seht, wie vermessen die Schwüre der Liebe sind. Kniet nieder und lasset uns um Vergebung unserer Sünden beten."



Als die Königin und der Herr von Bourdeille gebetet hatten, erhoben sie sich, und der Ritter folgte der Königin tränenlosen Auges, aber mit schwankenden Knien wie im Traume durch die Kirche, die wieder durchwoben war von den vielfarbigen Lichtern der östlichen Fenster.

Das Portal schloß sich hinter den beiden, und der Ritter stand geblendet vom Glanze des Sommermorgens. Auf dem Platze vor der Kirche plauderte ein junger Herr lachend mit seiner Dame. Rings um die beiden leuchteten Licht und Sonne. Da brachen Tränen aus den Augen des Herrn von Bourdeille, daß er sich kaum zu fassen wußte. Die Blicke der Königin aber wanderten von seinem tränenüberströmten Antlitze fort zu dem Liebespaar, das jubelnd die Straße zum Tore hinaufzog.

Inhaltsverzeichnis

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.



